Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 147 (1979)

Heft: 29-30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

29-30/1979 147. Jahr 19. Juli

Die religiöse Erziehung, Bildung und Betreuung geistig Behinderter
Ein Beitrag von
Anton Breitenmoser 465

Jugend und Glaube
Das IV. Symposium der europäischen Bischöfe setzte sich vom 17.-21. Juni in Rom mit dem Thema «Jugend und Glaube» auseinander. Es berichtet
Ivo Fürer 468

Die Institutionen der Priesterausbildung im Bistum Lugano Zu den Beschlüssen des Priesterrates eine Hintergrundinformation von
Sandro Vitalini 472

Kirche an der Basis — ein neues Bild von Pfarrei Das Angebot von «Kirche für die Welt» beschreibt
Erich Schlienger 473

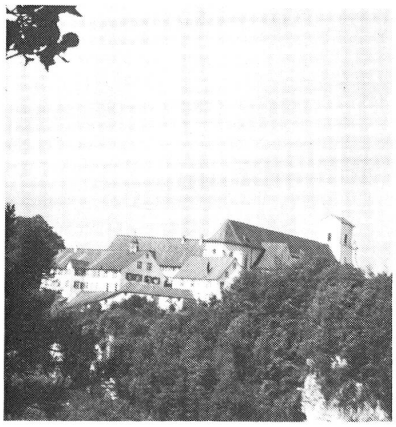
Vom Jesuitenkolleg zur Kantonsschule Luzern Ein Buchhinweis von
Leo Ettlin 474

Berichte 475

Hinweise 476

Amtlicher Teil 477

Wallfahrtsorte in der Schweiz
Unsere Liebe Frau im Stein, Mariastein (SO)



Die religiöse Erziehung, Bildung und Betreuung geistig Behinderter

Es besteht bis heute keine präzise Statistik über die Zahl der geistig Behinderten in der Schweiz. Die Gründe dafür sind vielfältig. Nur schwer ist es oft, eine Grenze zu ziehen zwischen einer einfachen Lernbehinderung einerseits und einer eigentlichen Geistesschwäche anderseits. Die Übergänge sind fliessend. Nicht jeder Leistungsschwache in der Schule ist auch ein geistig Behinderter. Auch die Einweisungen in angepasste heilpädagogische Hilfsschulen werden noch nicht überall konsequent und differenziert durchgeführt. Zudem sind die Möglichkeiten, erwachsene geistig Behinderte zu erfassen, sehr beschränkt. So sind wir mehr oder weniger auf Erfahrungszahlen von Fachleuten und Fachstellen angewiesen. Diese schätzen die Zahl der geistig Behinderten in der Schweiz, der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen auf 120000 bis 150000. Von den etwa 500000 Kindern im schulpflichtigen Alter sind ungefähr 20000 geistig behindert, teils pflegebedürftig, teils gewöhnungsfähig und praktisch bildungsfähig, teils nur sehr bedingt schulbildungsfähig.

In den letzten Jahren hat mit der wachsenden finanziellen Hilfe der Öffentlichkeit, der Invalidenversicherung, der Kantone und Gemeinden die Hilfe für geistig Behinderte einen auffallenden Auftrieb erhalten. Bestehende Sonderschulheime wurden ausgebaut und neue wurden dazu gegründet. Offene heilpädagogische Schulen in den verschiedensten Regionen entstanden. Die beruflichen Eingliederungsbemühungen wurden intensiviert. Wohnheime und geschützte Werkstätten für solche, die wegen der Schwere ihrer Behinderung oder wegen Verhaltensstörungen nicht in die offene Gesellschaft eingegliedert werden können, wurden geschaffen. Eine umfassende fachgerechte Bildung, Erziehung und Betreuung nach heilpädagogischen Gesichtspunkten ist weitgehend gewährleistet.

Doch muss leider festgestellt werden, dass diese Bemühungen im religiösen Bereich längst nicht Schritt gehalten haben. Die Kommission III. der Fachtagung für geistig Behinderte in Rom vom Jahre 1965 hatte zwar eindringlich gefordert, dass sich die leitenden Stellen der Erziehung und des Apostolates ihrer Verantwortung gegenüber der Eingliederung der geistig Behinderten in die Kirche bewusst sind; dass Lehrgänge in katechetischer Pädagogik und Praktikumsmöglichkeiten für künftige Priester eingerichtet werden; dass zuständige Arbeitsgemeinschaften in Verbindung mit den liturgischen Kommissionen Textübersetzungen vorschlagen, die der Fassungskraft von geistig Behinderten besser angepasst sind; dass die Bischöfe in ihrer Diözese Verantwortliche bestimmen, um verschiedene Aufgaben für geistig Behinderte zu verwirklichen.

Diese Forderungen sind weitgehend noch Postulate geblieben. Der Einbau des Religionsunterrichtes in den Unterrichtsplan wurde nicht selten dem Zufall überlassen. Wo er noch eingebaut wurde, waren die Katecheten vielfach überfordert, weil geeignete Stoffpläne fehlten, wichtige

methodisch-didaktische Grundkenntnisse nicht vorhanden waren und es an angepassten katechetischen Hilfsmitteln mangelte. Was besonders schwer wiegt! Meist hört die spezifische religiöse Betreuung nach der Schulentlassung auf.

Dank mannigfachen Einzel- und Gruppeninitiativen vieler um das religiöse Problem geistig Behinderter wissender und sich um dieses Problem sorgender Glieder der christlichen Kirchen wurde zwar manche wertvolle Hilfe geleistet. So ist die Literatur darüber beachtlich angewachsen, sowohl hinsichtlich grundsätzlicher Überlegungen wie auch hinsichtlich konkreter Unterlagen für Gottesdienst und Religionsunterricht. In diesem Zusammenhang muss auf die «Unterrichtshilfen zur Glaubenserziehung geistig behinderter Kinder» hingewiesen werden, die die katholische Behindertenseelsorge des Kantons Zürich herausgegeben hat. Sie verdienen das Prädikat «vorzüglich». Trotzdem bleibt das Problem der Seelsorge für geistig Behinderte eine Aufgabe, der die Kirche mehr Beachtung schenken sollte.

I. Grundsätzliche Überlegungen

1. Jeder Mensch, so auch der geistig Behinderte schweren und schwersten Grades, hat auch eine religiöse Dimension. Er ist von Gott geliebt, von Gott berufen zu einer endgültigen leiblich-seelischen Harmonie, er ist vollwertiges Glied der Kirche, der Gemeinschaft der Glaubenden, Hoffenden und Liebenden, er ist Aufgabe der christlichen Gemeinde und auch ihre Gabe. Es gilt, diese religiöse Dimension auch bei ihm im ganzen Umfang zu sehen und zu aktivieren. Durch die Verkündigung der frohen Botschaft, durch die Begegnung mit Christus in den Sakramenten, durch die Motivierung für ein bewusstes Leben im Willen Gottes, durch die Führung zu einem lebendigen Gespräch mit Gott im Gebet.

P. Lippert hat diese religiöse Dimension ergreifend formuliert in einem Vortrag über «Menschen, die ein Fehlguss sind»: «Hinter jedem Menschen, ja sogar schon hinter dem werdenden Menschen im Mutterschoss und auch hinter dem verpfuschten Menschen im Zuchthaus, geht ein werbender Ruf Gottes einher; ein Dusagen geht ihm nach und ruft ihm auch dann, wenn der Mensch diesen Ruf der ewigen Liebe noch nicht gehört oder nicht beantwortet hat. Jeder Mensch ist ein Wesen, um das Gott sich väterlich und freundschaftlich, bräutlich bewirbt, das er aufnehmen will in seine persönliche und vertrauliche Lebensgemeinschaft. Vor einem solchen Menschen muss man unbedingte Ehrfurcht haben.» Dass auch die geistig Behinderten den liebenden Ruf Gottes hören und darauf antworten, muss das Anliegen aller sein, die sich um ihr Wohl und Heil bemühen.

2. Die Aktivierungsmöglichkeiten dieser religiösen Dimension sind nur bedingt und in gewissen Belangen vom Intelligenzquotienten abhängig. Die Entwicklungsmöglichkeit des geistigen Alters ist nicht auch die Entwicklungsfähigkeit des geistlichen Alters. Konkret: Ein geistig behindertes Mädchen mit einem Lebensalter von 15 Jahren und mit einem Intelligenzalter von 5 Jahren ist religiös nicht nur wie ein 5jähriges Mädchen ansprechbar. Religosität ist nicht ein Reservat der Intelligenten und eine Frucht der spekulativen Theologie. «Qantum amant, tantum cognoscunt.» Der liebende Umgang mit geistig Behinderten lässt oft Höhen und Tiefen des religiösen Erlebens erkennen, von denen sich unsere Menschenweisheit nichts träumen lässt. So oft bestätigt sich das Wort unseres Herrn: «Ich danke dir, Vater im Himmel, dass du dies vor den Klugen und Weisen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast.»

3. Ohne Aktivierungsbemühungen bleibt das Religiöse brach. Es ist nicht so, dass sich religiöse Anlagen von selbst entwickeln. Sie brauchen Anregung. Wenn viele Menschen kein religiöses Interesse zeigen und ohne religiöses Engagement leben, so wohl deswegen, weil sie keinen religiösen Anstoss erhielten, nicht im Elternhaus, nicht in Schule und Unterricht, nicht in der Umwelt. Ein Altmeister der Pädagogik, Friedrich Schneider, schreibt in seinem Buch über katholische Familienerziehung: «Die Zahl der im Kinde liegenden Möglichkeiten ist so unendlich gross, dass sie gar nicht alle Wirklichkeit werden können. Es findet aus ihnen eine Auswahl statt. Nur die aus ihnen treten in die Erscheinung, werden, wie man sagt, manifest, auf die ein äusserer Reiz stösst. Diese Anregung von aussen löst sie aus, und mit jeder weiteren Auslösung wird dann die entsprechende Fähigkeit geübt und entwickelt . . . Wenn uns Menschen begegnen, die in völliger Gleichgültigkeit neben ihren Mitmenschen herleben, bei denen man vergebens nach einem Zeichen von Mitgefühl und Nächstenliebe sucht, oder andere, die religiös gleichgültig sind und anscheinend keine Spur religiösen Bedürfnisses besitzen, so ist man nicht ohne weiteres berechtigt, anzunehmen, dass es sich hier um ursprüngliche Begabungsmängel handelt, dass diesen Menschen die Liebesfähigkeit und religiöse Anlage von vornherein gefehlt hat. Wenn man Untersuchungen über ihre Vergangenheit, besonders über den Verlauf ihrer Kindheit anstellt, ergibt sich nicht selten, dass sie in liebeleerer Atmosphäre oder religiös dünner Luft heranwuchsen, so dass diese Anlagen keine oder nur geringe Betätigungs- und Übungsmöglichkeiten fanden, infolgedessen entweder gar nicht in die Erscheinung traten oder an Unterernährung starben.»

Was in dieser Hinsicht Gültigkeit für jeden Menschen hat, das hat besondere Bedeutung für die geistig Behinderten, die in allen Bereichen einer besonderen Entwicklungshilfe bedürfen.

II. Konkrete unabdingbare Faktoren

1. Die Erfahrung einer liebenden persönlichen Zuwendung

Da, wo das Kind wahrhaft geliebt und bejaht wird, wo es Hoffnung, Zuversicht, Güte und Barmherzigkeit erleben darf, hat es die erste Erfahrung Gottes. «Wo Einheit und Liebe, da ist Gott», denn Gott ist die Liebe. Diese erste Erfahrung Gottes kann jedes Kind machen, auch der geistig Behinderte, auch der Schwächste, auch der Armseligste, auch der auf der untersten Stufe der Entwicklungsmöglichkeit Stehende.

Diese Erfahrung der Liebe ist Voraussetzung und Grundlage jeder religiösen Erziehung und Betreuung und des späteren Religionsunterrichtes. Der geistig Behinderte muss die Frohbotschaft am eigenen Leibe erfahren, um an die Frohbotschaft, dass Gott die Liebe ist, glauben zu können. Wie kann er den Vatergott begreifen, wenn er den Vater nie erlebt hat? Wie kann er verstehen, was Liebe Gottes ist, wenn er nicht bejaht wurde, so wie er nun einmal ist? Wie kann er erfahren, was Zuwendung Gottes zu allen Geschöpfen in Liebe ist, wenn er ständig einen für seine Entwicklung notwendigen Liebesbezug entbehren muss? Ob nicht gerade geistig Behinderte oft um diese erste Erfahrung der Liebe betrogen werden? Sie sind nicht das erträumte Kind, sondern die kaum verkraftbare Enttäuschung der Eltern, das schwere Kreuz in der Familie, die Versager in der Schule, nicht selten die Opfer der Klügeren und Gescheiteren.

P. Lippert schreibt in seinem schon oben erwähnten Vortrag über «Menschen, die ein Fehlguss sind»: «Zu den Armen, den Hilflosen, den Zukurzgekommenen werden immer die grossen Liebenden gehen müssen, nicht nur die Gerechten, die Beamten, die Organisatoren, nicht nur die Vertreter des Staates und der Wissenschaft, nicht nur die Richter und die Psychiater, sondern auch die grossen Liebenden, die sich aus Ehrfurcht vor dem Vater im Himmel mit der Last derer beladen, die ihre eigene Last nicht tragen können oder tragen wollen.»

2. Ein angepasster Religionsunterricht

Bei seinem ersten Auftreten in Nazaret hat Jesus seine Sendung in die Worte gefasst: «Der Geist des Herrn ist über mir. Er hat mich gesandt, den Armen die frohe Botschaft zu verkünden.» Diese Sendung, den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, ist der Kirche aufgegeben. Diese Pflicht den Armen gegenüber zu vernachlässigen, hiesse die Sendung Christi verraten. Ob geistig Behinderte aufnahmefähig sind für einen eigentlichen Religionsunterricht, hängt von 3 Faktoren ab: von der Auswahl des Stoffes, von der angepassten methodischen Darbietung und vom geeigneten Katecheten.

Zur Frage der Auswahl des Stoffes

Es ist bei geistig Behinderten eine doppelte Rücksicht zu nehmen. Man muss einerseits Rücksicht nehmen auf die geistige Fassungskraft, und man muss anderseits wissen, was wesentlich ist. Man muss die ganze frohe Botschaft auf ein paar Hauptpunkte zurückführen. Je schwächer der geistig Behinderte ist, umso dringender ist diese Zurückführung und umso sorgfältiger muss die Auswahl getroffen werden. Das Wesentliche in der Glaubensverkündigung aber ist, und das wird auch der geistig Behinderte schwereren Grades erfassen, dass es einen Vater im Himmel gibt, der uns liebt und mit allem Guten und Schönen dieser Welt beschenkt; dass dieser seinen Sohn Jesus Christus für uns dahingab, der Mensch wurde, der für uns am Kreuze starb zu unserem Heil; dass der Heilige Geist in unsere Herzen gegeben ist, der uns hilft, dass wir Gott und die Menschen besser lieben können; dass uns ein Himmel bereitet ist, eine unendliche Freude und Glückseligkeit. Dieses Wenige, das doch so viel ist, wird unseren geistig Behinderten Freude und Beglückung bedeuten, wahre «frohe Botschaft» sein.

Zur Frage der Methodik

Soll der Religionsunterricht ankommen, brauchen geistig Behinderte eine besondere Methodik in der Darlegung des Lehrstoffes. Ihre Lernsituation ist wesentlich erschwert. Sie leiden unter Aufnahmestörungen durch Sinnesschädigungen, durch Konzentrationsschwäche, durch Oberflächlichkeit und Sinnenverhaftung in der Auffassung. Es mangelt ihnen die Fähigkeit für begriffliches Denken, die Urteils- und Kritikfähigkeit, die schöpferische Fantasie. Sie haben ein sehr geringes Lerntempo, eine stark reduzierte Durchhaltefähigkeit, oft auch sehr geringe Gedächtnisleistung. Dieser Situation ist unbedingt Rechnung zu tragen durch folgende methodisch-didaktische Grundregeln, die im Profanunterricht selbstverständlich sind:

- Nicht vielerlei, sondern Lebensnotwendiges vielmal. Weniger ist mehr!
- Nicht verbales Wissen, sondern praktisches Können.
- Nicht zuviel voraussetzen.
- Nur ein Element auf einmal lehren.
- Kleinstschrittpädagogik.
- Anschauungsprinzip: Wenn möglich Realanschauung, nur ausnahmsweise mittelbare Anschauung.
- Übungsprinzip hinsichtlich aller Sinne anwenden: akustisch, visuell, taktil, motorisch. 100 mal dasselbe, doch 99 mal anders.
- Hinsichtlich der Motivierung: positiver Verstärker = viel loben. Negativer Verstärker = wenig tadeln.

Unterschätzen wir nicht gerade beim geistig Behinderten die Lehrkraft der Symbole. Die Sakramente bewirken, was sie bezeichnen: Wasser, Brot, Öl. Gibt es eine wesentlichere Aussage für Christus als das Licht! Von welcher Tragweite sind beim geistig Behinderten die Symbole der Körperhaltung, wie wir sie im religiösen Leben betätigen. Sie bedeuten nicht Veräusserlichung der Gottesverehrung, sondern Hilfe zur Gottesverehrung: Das Kreuzzeichen, die Kniebeugung, das Stehen. Der Mensch besitzt eine leib-seelische Konstitution. Deswegen soll auch die Gottesverehrung einen Leib und eine Seele haben. Vielleicht mangelt einem geistig Behinderten die Sprache, um mit Worten zu beten. Er kann aber wohl in der Lage sein, die Hände zu falten, sich hinzuknien und das Kreuzzeichen zu machen. Ist da nicht eine letzte Möglichkeit für die äussere Aussage eines inneren Erlebens gegeben!

Zur Frage des Religionslehrers

Wenn es beim geistig vollentwicklungsfähigen Kind schon schlimm ist, dass die religiöse Unterweisung oft dem Religionslehrer allein überlassen wird, dann ist das beim geistig behinderten Kind eine Katastrophe. Wie sollte der Katechet mit einer, höchstens zwei Wochenstunden die Kinder lehren können, wenn der Lehrer nicht engagiert ist, Hand bietet und weiter entwickelt. Wie sollten beide etwas erreichen, wenn daheim nicht darnach gelebt wird. Das religiöse Milieu, die religiöse Atmosphäre ist doch beim geistig Behinderten der beste Religionslehrer.

Die Fachtagung der «Commission Médico-Pédagogique et Psycho-Sociale» des «Bureau International Catholique de l'Enfance» in Rom hat im Jahre 1965 folgenden Grundsatz aufgestellt: «Es entspricht der Tradition des Evangeliums und dem Geist der kirchlichen Sendung, dass der geistig Behinderte das Recht auf besondere Liebe hat. Um diese Sendung zu erfüllen genügt heute nicht mehr der gute Wille zu helfen, wenn er nur in der täglichen Arbeit an geistig Behinderten seine Erfahrungen sammelt. Vielmehr bedarf es der fachlichen Ausbildung der helfenden Kräfte.» Was sich bereits eingespielt hat im Profanunterricht bei geistig Behinderten, ist noch längst nicht zur Selbstverständlichkeit geworden im Religionsunterricht bei geistig Behinderten. Die Forderung, dass die Verantwortlichen der Kirche für den katholischen Religionsunterricht Lehrgänge in katechetischer Heilpädagogik erarbeiten und dass die eingesetzten Katecheten eine notwendige zusätzliche methodischdidaktische Ausbildung erhalten, ist nach wie vor dringend.

Für Prof. Dr. P. Moor bedeutet das Ergriffensein des Erziehers das entscheidende Moment in der Führung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Dies gilt im besonderen für die Katecheten bei geistig Behinderten. In dieser inneren Ergriffenheit spüren sie etwas von dem, das auch ihnen geschenkt werden kann. Zudem sie miterleben, werden sie mithineingenommen in den Ausstrahlungsbereich dessen, was dem Erzieher zuteilgeworden ist. Während sie so partizipieren, erfahren sie auf ihre Weise Geborgenheit und Zuhause. Sie ruhen sozusagen in der Gotteskindschaft der Erzieher und gelangen wachstümlich zum Glauben «in die Nähe Gottes».

3. Der Halt und die Führung durch eine religiös motivierte Umwelt

Geistesschwäche ist nicht heilbar. Geistig Behinderte werden zeitlebens auf Lebenshilfe angewiesen sein. Dies gilt insbesondere auch für ihr religiöses Leben. Diese Lebenshilfe im religiösen Bereich war früher besser gewährleistet als heute. Wir leben weitgehend in einer säkularisierten Welt. Sie ist gekennzeichnet durch religiösen Substanzverlust, durch Abbau von religiösen Verhaltensnormen und durch das Fehlen des öffentlichen Zeugnisses. Besonders für den geistig Behinderten wirkt sich dies unheilvoll aus. Er braucht für sein ganzes Leben religiösen Halt und religiöse Führung durch eine religiös motivierte Umwelt. Keine noch so gut aufgezogene Spezialseelsorge vermag dies auch nur annähernd zu ersetzen.

Vor allem sollte man darauf achten, dass der geistig Behinderte in einer Gemeinschaft leben kann, wo noch gebetet wird. Das Gebet ist notwendige religiöse Lebensfunktion. Es bedeutet Atmen der Seele, die ständige Verwirklichung einer letzten gottbezogenen Dimension. Der geistig Behinderte muss täglich spüren, dass in

der Gemeinschaft, in der er lebt, noch ein Anderer, Unsichtbarer immer und überall gegenwärtig ist, auf den man hört, nach dem man sich richtet, zu dem man spricht, lobt, dankt, bittet.

Dann sollte der Wohnraum, in dem er lebt, auch sein religiös geprägtes Gesicht haben. Religiöse Bilder und Symbole sollten dafür ihren Platz haben, zur Erinnerung, dass es noch ein anderes Heim und eine andere Geborgenheit gibt, eine Ewigkeit, aus der uns zeitliche Hilfe und Trost, Kraft und Schutz einströmt. Wo noch ein Bild des gekreuzigten und auferstandenen Herrn den Raum signiert und das Bild Mariens von der Wand grüsst, da kann das Leben nicht ganz ins Alltägliche und Zeitliche absinken, da wird es immer wieder Aufblicke nach oben geben.

Wichtig ist, dass der geistig Behinderte von einem geordneten zeitlichen Rhythmus getragen wird, vom täglichen Gebet am Morgen und am Abend, vom wöchentlichen Gottesdienstbesuch, vom regelmässigen Sakramentenempfang, von den kirchlichen Zeiten des Jahres, Advent, Weihnachten, Fastenzeit, Ostern, Pfingsten, Totengedenken an Allerheiligen und Allerseelen, mit all dem damit verbundenen Brauchtum. Erziehen heisst beim geistig Behinderten zum grössten Teil gewöhnen. «Wo der Geist schwach ist, da ist die Form notwendig», schreibt E. Kaiser in seinem Buch: «Der Hilfsschüler und die Hilfsschule». Zeitliche Gewohnheiten sind beim geistig Behinderten das Korsett, das ihn trägt und hält.

Das Alpha und das Omega in der religiösen Betreuung geistig Behinderter ist die religiöse Atmosphäre vor allem durch das Beispiel der Umgebung. Wie sollte der geistig Behinderte beten, ohne dass die effektiven Leitbilder der Gescheiteren und alles besser Wissenden auch beten? Wie sollte er motiviert werden für die Busse und die Eucharistie, wenn die Betreuer nicht den Anstoss dazu geben? Wie sollte er die Pflicht zum Gottesdienstbesuch am Sonntag ernst nehmen, wenn ihre täglichen Vorbilder sich darum herumdrücken?

Es ist zu hoffen, dass in diesen Ausführungen deutlich spürbar wurde, dass die spezifische religiöse Betreuung von geistig Behinderten nicht einfach durch Anstellung von Spezialseelsorgern gelöst werden kann. Hier wie in andern Belangen des kirchlichen Lebens gelten die Ausführungen der Synode 72 über soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz: «Unter Kirche wird immer noch zu sehr das Amt und die Institution verstanden und demzufolge zuviel Verantwortung nach oben abgeschoben und zuviel Hilfe von oben erwartet. Jedes Glied der Kirche ist verantwortliche Kirche . . . Der Nächste, für den ich verantwortlich bin, ist der Mensch in meiner unmittelbaren Umgebung und vor allem der Mensch in Not.» Der Mensch in meiner unmittelbaren Umgebung ist auch der geistig Behinderte. Der befindet sich nicht selten in einer religiösen Not. Zu helfen in dieser Not bin ich ganz persönlich verantwortlich.[1]

Anton Breitenmoser

[1] Wertvolle Hilfe für alle, die in der Behindertenarbeit tätig sind, kann bieten das Werkheft der Caritas Schweiz 5/1: «Kirche und Behindertenhilfe.»

Weltkirche

Jugend und Glaube

Im Juli 1967 kamen etwa 70 Bischöfe in Noordwijkerhout in Holland zusammen und behandelten das Thema «Postkonziliare diözesane Strukturen»; im Juli 1970 trafen sich 120 Bischöfe in Chur, um «Dienst und Leben der Priester» zu studieren. Das III. Symposium der europäischen Bischöfe fand im Oktober 1975 in Rom statt und befasste sich mit der Frage «Sendung des Bischofs im Dienste des Glaubens». Soeben ist das IV. Symposium der europäischen Bischöfe zu Ende gegangen, welches sich vom 17.-21. Juni 1979 in Rom mit dem Thema «Jugend und Glaube» auseinandersetzte. Über 70 Bischöfe, 30 Priester, 10 Experten, 10 Vertreter der Laien- und Jugendorganisationen, einige Ordensobere, Vertreter anderer Kirchen und Vertreter der römischen Kurie nahmen daran teil. Die Schweizer Bischofskonferenz war vertreten durch Bischof Johannes Vonderach, Chur, und Bischof Henri Schwery, Sitten.

Ein Symposium ist weder eine europäische Synode noch eine europäische Bischofskonferenz, welche verbindliche Beschlüsse fassen oder sich im Namen aller Bischofskonferenzen äussern könnte. Ein Rahmenkonzept oder gar eine Strategie für Jugendseelsorge konnte daher nicht das Ziel sein. Abgesehen von diesen rechtlichen Überlegungen wäre ein solches Ziel auch faktisch kaum erreichbar: Die Möglichkeiten der Jugendarbeit in Europa sind zu verschieden etwa zwischen Staaten, welche nach einem vermehrten Einsatz der Kirchen rufen, und Staaten, welche aufgrund ihrer atheistisch-materialistischen Ideologie die kirchliche Jugendarbeit in möglichst enge Schranken verweisen.

Dass es *nicht einfach ist für die Bischöfe,* sich mit einer solchen Thematik zu befassen, legte Kardinal Etchegaray, Erzbischof von Marseille, Präsident des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen in seinem Eröffnungwort dar: Die Bischöfe betrachten die Jungen manchmal wie Ethnologen, welche einen fernen, abgeschiedenen Volksstamm beschreiben. Die Bischöfe leben kaum mehr unter Jugendlichen und je nach den zufälligen Erfahrungen mit einzelnen jungen Menschen stufen sie Jugend zu optimistisch oder zu pessimistisch ein. Sehr oft sind sie in Gefahr, echte Fragen zu überhören, weil sie nicht in ihren abgesicherten Gewohnheiten erschüttert werden wollen. Noch schwieriger ist es für die Bischöfe, die Diagnose zu stellen, ob es sich im Verhältnis der Jugend zum Glauben um eine vorübergehende Krise handelt, welche jede Generation neu zu bestehen hat, oder ob darin ein tieferer, dauerhafter Riss sich zeigt. Im Symposium sind die Bischöfe zusammengekommen, um sich in *gemeinsamem Studium und Erfahrungsaustausch* diesen Fragen zu stellen.

Es gab Bischofskonferenzen, welche *konkrete Erwartungen* an das Symposium stellten: Die italienische Bischofskonferenz beispielsweise stellte Programme und Projekte zurück, um diese bereichert durch den Erfahrungsaustausch mit Vertretern anderer Bischofskonferenzen nach dem Symposium wieder aufzunehmen.

Arbeit mit der Jugend oder über die Jugend?

Wenn sich Bischöfe über die Jugendarbeit Gedanken machen, muss dies *in Zusammenarbeit mit jungen Menschen* geschehen. Wer aber kann die Jugend in Europa vertreten? Für das Symposium hat man verschiedene Wege des Kontaktes angestrebt. Vorerst wurden einzelne Länder gebeten, *Material zur Verfügung zu stellen* für die Erarbeitung des Referates über die Situation der Jugend in Europa. Sodann wurden *10 Experten* aus verschiedenen Ländern bestellt. Ihre Aufgabe war es, zum Entwurf der drei Einführungsreferate Stellung zu beziehen sowie ihre Sachkenntnis für die Arbeiten des Symposiums zur Verfügung zu stellen. Aus dem deutschen Sprachraum waren dies Prof. Roman Bleistein, München; Christoph Bockisch, Neuzelle, DDR; Mariette Thill, Luxemburg, und Prof. Paul Michael Zulehner, Passau. Die übrigen Experten stammen aus Italien, Spanien, Polen, England, Belgien und Frankreich.

8 Vertreter der Jugendorganisationen wurden zum Symposium eingeladen. Die Auswahl war nicht leicht. Sie geschah in Zusammenarbeit mit der Weltföderation der katholischen Jugend. Diese Vertreter-

innen und Vertreter nahmen an allen Veranstaltungen des Symposiums teil und brachten ihre Erfahrungen vor allem in den Aussprachen in den 7 Arbeitsgruppen ein. Aus dem deutschen Sprachraum war vertreten Maria Koppernagel, Düsseldorf. Die übrigen stammen aus Schweden, Irland, Spanien, Jugoslawien, England, Italien und Malta.

Ein unmittelbarer Kontakt mit dem Alltag von Jugendgruppen musste aus praktischen Gründen auf *römische Gruppen* beschränkt werden: Am Einführungsabend durch eine Sendung des Italienischen Fernsehens über die Jugend, begleitet vom Zeugnis je eines glaubenden und eines nichtglaubenden jungen Römers, am dritten Abend im Kontakt mit der aktiven Gemeinschaft von S. Egidio. Auch ein Bericht über die Erfahrung des *Jugendkonzils von Taizé* durfte nicht fehlen.

Beim Symposium handelte es sich nicht um Bischöfe, die zu einem Jugendtreffen eingeladen sind. Die Vertreter der Jugendorganisationen nahmen vielmehr an einem *Bischofstreffen* teil. Dies brachte es mit sich, dass Organisation und Ablauf mehr auf die Bischöfe als auf die Vertreter der Jugend zugeschnitten waren. Bischöfe und Vertreter der Jugendverbände kamen je aus ihrer eigenen Welt. Bemühen um gegenseitiges Verständnis und Übernahme der nun einmal gegebenen Form führten zu einem echten und befriedigenden Dialog.

Situation im heutigen Europa

Bischof *Ramón Torella Cascante,* Vizepräsident des Einheitssekretariates, der von der Jugendarbeit her kommt, legte *«Positive und negative Elemente den Glauben der heutigen Jugend betreffend»* vor. In der wachsenden Zahl der Jugendlichen und im verlängerten und allgemeinen Schulbesuch sah der Referent zwei wichtige Gründe, warum Jugend von der Altersstufe zur gesellschaftlichen Gruppe wurde. Er wies sodann auf die Wechselwirkung zwischen Jugend und Gesellschaft hin: Letztlich weist das Malaise der Jugend auf ein Malaise in der Gesellschaft hin. Sodann zählte er psychologische, kulturelle und soziale Wesensmerkmale auf, ging auf die besondere Situation der Arbeiterjugend und der studierenden Jugend ein und zeigte einige Veränderungen der letzten Jahre auf. Für den europäischen Kontext wichtig war der Hinweis auf die besondere Lage der Jugend in den sozialistischen Ländern, wobei vor allem für Polen Informationen vorlagen, und im Unterschied dazu auf die Situation in den westeuropäischen Ländern.

Im zweiten Teil seines Referates analysierte Bischof Torella die *Glaubenssituation der Jugend. Charakteristische Tendenzen* der Jugendreligiosität sind: Empfänglichkeit für Leben, für Echtheit und für Glaubwürdigkeit, Ablehnung des bloss Formellen, Zurückweisung traditioneller religiöser Praktiken, Interesse für perönliche religiöse Ansichten, Ablehnung der intellektualistisch-dogmatischen Sprache, wachsendes Interesse für innere persönliche Erfahrung der transzendenten Dimension. Betonung der politisch-sozialen Komponente des Glaubens, Achtung des eigenen Gewissens, geschärfter Sinn für die Werte der Gemeinschaft. Wiederentdeckung des Gebetes.

Inhaltlich konnte der Referent feststellen, dass *viele an Gott glauben* (z.B. in Spanien 70%, in Frankreich und Italien 62%, in Schweden 17% der männlichen und 28% der weiblichen Jugend), *weniger an Jesus Christus* (die Anerkennung der Gestalt Jesu mit ihren universal religiösen Werten der Wahrheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Bereitschaft zur Hingabe und Entsagung ist zweifellos vorhanden. Aber «an Christus glauben» bedeutet für sehr viele von ihnen nicht, dass sie an seine Gottheit, noch weniger an seine Auferstehung und noch viel weniger an seine Präsenz und sein Wirken in der Kirche und unter den Menschen glauben), *noch weniger an die Kirche* (z.B. Frankreich 13% stark in die Kirche integriert, 34% wenig in die Kirche integriert, 34% der Kirche gegenüber gleichgültig oder fernstehend).

Eine besondere Schwierigkeit bedeutet die *Kirche als Institution:* Jugendliche suchen oft neben der Kirche als Institution neue Räume für ein kirchliches Gemeinschaftsleben. Junge Menschen schwärmen für schöpferische Kreativität: die Kirche erscheint ihnen starr und unbeweglich. Viele betrachten die Kirche nicht als Gesprächspartner in der Formung ihrer persönlichen Identität: sie wird als dem Leben fern empfunden.

Erfahrungsaustausch

Dieser Einführung folgte intensive *Arbeit in den Gruppen.* Hier können nur einige Beispiele der vielfältigen Überlegungen vorgelegt werden. Man stellte fest, dass die 21–28jährigen sich als erste *selbst als soziale Gruppe* einschätzten und zugleich überschätzten. Ein Teil der Schuld liegt auf den Vätern. Es wurde der Begriff «Ikarus-Komplex» geprägt (der Vater verfertigte Flügel, mit denen der Sohn abstürzte). Anders ist die Gruppe der 14–20jährigen. Sie hat ihre Ideologie gewissermassen aus zweiter Hand bezogen.

Familie und Kirche sind in den Sog der allgemeinen *Ablehnung der Institution* geraten. Diese Ablehnung ist von sehr tiefer Erwartenshaltung für ein *lebendiges Zeugnis* begleitet. Dies wurde durchwegs festgestellt.

Man stellte eine gewisse Tendenz zu *Privatisierung* und Interesselosigkeit fest, verursacht zum Teil dadurch, dass die Schule zu einem Warteraum für die Arbeit geworden ist in einer Gesellschaft, welche die mit den Abgangszeugnissen verbundenen Versprechen nicht mehr einlösen kann (Jugendarbeitslosigkeit). Anderseits stellte man wiederum einen Sinn für internationale Zusammenarbeit und für den Einsatz für eine neue Wirtschaftsordnung fest.

Wiederholt wurde auf die Notwendigkeit von *Freiräumen* für offene Aussprache hingewiesen, wo Junge reden können und gehört werden. Dies erfordert eine Erziehung zu Eigenverantwortung und muss als Weg hin zur eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft gesehen werden. Die Jungen dürfen nicht einfach als Objekte, sie müssen als Subjekte der Evangelisation gesehen werden.

Zur Einführung in die Situation wurde eine 1977 erstellte *Sendung des Italienischen Fernsehens zur Lage der Jugend* gezeigt. Verschiedenste Aspekte wurden in konkreten Bekenntnissen und Aussprachen nahe gebracht. Dies wurde ergänzt durch das Zeugnis und die Aussprache mit je einem glaubenden und einem nicht mehr glaubenden jungen Römer.

Wie den Glauben jungen Europäern von heute verkünden?

Bischof *Klaus Hemmerle,* Aachen, äusserte sich am zweiten Tag zur Frage: *«Wie kann Glaube, Christus und Kirche für junge Menschen in Europa heute so verkündigt* werden, dass Glaube, Christus und Kirche *unverkürzt* das sind und bleiben, was sie in der Perspektive katholischer Theologie sind, und dass sie *zugleich verstehbarer Ausdruck* und annehmbares Angebot für die jungen Menschen sind?»

Der Referent fragte sich zuerst, *was den Glauben fremd und schwierig macht:* – Glaube übersteigt die Erfahrung. – Der absolute und folglich exklusive Anspruch der christlichen Botschaft erweckt leicht im jungen Menschen den Verdacht der Ideologie oder der fanatischen Selbstbehauptung des Christentums. – Dogma, verbindliche Normen, Institution Kirche stehen in scharfer Spannung zur gängigen Vorstellung der jungen Generation von Freiheit. – Christlicher Glaube ist begründet durch ein geschichtliches Faktum vor 2000 Jahren und vermittelt durch geschichtliche Tradition. Darum stösst er weithin auf Unverständnis und Desinteresse bei der jungen Generation. – Die Grenzerfahrungen menschlichen Daseins, zumal Schuld und Tod spielen im Lebensgefühl der jungen

Generation eine andere Rolle als im Christentum. – Die konkrete Gestalt von Christentum und Kirche erscheint vielen jungen Menschen als unglaubwürdig.

Diesen negativen stehen als *positive Faktoren und Anknüpfungspunkte für den Glauben* gegenüber: – Jesus wird als jener Freund und jenes Vorbild erfahren, dessen in seiner Einsamkeit und Unsicherheit der junge Mensch bedarf. – Die Haltung Jesu, der in jedem, auch im Fernsten und Fremdesten, den Nächsten sieht, und der Impuls der Kirche, weltweite Begegnung, übergreifende Einheit zu stiften, haben eine Magnetwirkung für junge Menschen. – Menschen, die sich im Namen Jesu begegnen, versöhnen und miteinander in seinem Wort Gemeinschaft finden, Zellen lebendiger Communio, sind eine glaubwürdige Gestalt von Kirche für junge Menschen. – Statt Resignation und Verzweiflung einerseits, statt schnellebiger, sich selbst überholender Hoffnungen anderseits fragt der junge Mensch nach einer Hoffnung, die ihn über das Wechselspiel seiner Chancen hinaus zur Zukunft befähigt: Jesus als Weg in die Zukunft, Kirche als Gemeinschaft der Hoffnung. – Solidarisches Mittragen der Nöte aller, Mitleiden im Geist und nach dem Beispiel Jesu, Kirche als Anwalt und Freund des Menschen in seiner Ohnmacht: dies sind teils Erfahrungen der Jugend mit Kirche, teils kritische, aber erwartungsvolle Postulate an sie. – Die Kirche der Ohnmacht, der «armen Mittel»: im Angebot eines alternativen Lebensstils und somit – gegen allen anderen Anschein – im Exempel der evangelischen Räte wird der Kirche eine Zeugnisfunktion von der jungen Generation zuerkannt.

Davon ausgehend legte Bischof Hemmerle *folgende Thesen* vor:

– Jugend sucht einen Weg, fordert einen Weg oder träumt von einem Weg, der herausführt aus dem «Verlust der Zukunft».

– Jugend ist dabei offen für den Weg Jesu, sieht aber oft im Dogma, in den sittlichen Normen und in der Institution Kirche «keinen Weg».

– Wir glauben und haben zu beglaubigen: Jesus Christus ist *der* Weg und Kirche ist der Weg dieses Weges.

– In der Weggemeinschaft der Kirche erschliesst sich jungen Menschen Jesus Christus als der Weg. Dogmen, Normen, Institutionelles an der Kirche werden dabei erfahrbar als notwendiges und helfendes Weggeleit. (Provokation und Ärgernis bleiben – Ermässigung des Weges ist kein Weg – Gnade allein ist Kraft und Licht dieses Weges, den nicht wir «machen» können – aber das Zeugnis vom Weg ist Einladung, Erschliessung und Ermutigung zum Weg.)

Daraus ergeben sich *methodische Ansätze:* Erfahrungen junger Menschen auf den Glauben hin transparent machen, Zeugnisse gelebten Glaubens aufschliessen, Modelle gelebten Glaubens anbieten, Kirche als Weg im Leben mit der Kirche erschliessen.

Schliesslich legte der Referent *Modelle* der Vermittlung des Glaubens vor.

Arbeit in Gruppen

Ausgehend von diesen Darlegungen fragte sich eine *Arbeitsgruppe:* Sucht die Jugend wirklich einen *Weg* oder ist sie einfach auf der Suche? Sind die Jugendlichen schon auf dem Weg oder müssen sie erst auf den Weg gebracht werden? Wird die Aussage, dass Jesus *allein* der Weg ist, nicht notwendig als Intoleranz missverstanden? Neben diesen Fragen von der Situation her sah die Gruppe sodann den theologischen Zusammenhang der ganzen Schöpfung, welche auf Christus hin angelegt ist. Dieser Gedanke ist notwendige Grundlage der Jugendarbeit. Zudem muss die Jugend gesehen werden innerhalb der Heils- und Unheilsgeschichte mit der Möglichkeit der Ablehnung des Angebotes Gottes.

Man machte sich Gedanken über das *Heimatrecht in der Kirche* von solchen, welche sich persönlich *nur teilweise mit ihr identifizieren.* Auch sie müssen in der Kirche ein Heimatrecht haben, sofern sie den Unterschied zwischen ihrer eigenen Lebenspraxis und der Lebensregel der kirchlichen Gemeinschaft anerkennen und die eigene Position nicht dogmatisieren, sondern sich offen halten für das Wachstum in Richtung auf die kirchlichen Lebensregeln.

Man betonte in verschiedenen Gruppen, dass der Glaube an junge Menschen nur über *persönliche Kontakte* vermittelt werden kann. Dies erfordert Glaubenszeugen, welche mit den Jugendlichen auf dem Weg sind und ihre Fragen und Wünsche teilen. In diesem Zusammenhang wurde zum Beispiel das Problem einer nicht autoritären Sprache diskutiert.

Wie kann die Kirche ihre Funktion als Glaubensgemeinschaft erfüllen? Um lebendige Glaubensgemeinschaften zu formen, muss das Problem der Re-Christianisierung angegangen werden. Dazu sind Menschen von besonderer Bedeutung, welche den Mut zu persönlichem Zeugnis haben. Den *kleinen Gruppen* (Gebetsgruppen, charismatischen Gruppen, Basisgruppen) wurde eine vitale Bedeutung für die Kirche zugesprochen. Vor allem im sakramentalen Leben müssen sie aber offen sein auf die ganze Gemeinschaft der Kirche hin.

Verschiedentlich befassten sich Teilnehmer mit der Frage, wo denn genau der Grund liegt, warum die *Kirche als Institution* so sehr auf Ablehnung stösst: Ist es mehr der bürokratische Apparat oder die Struktur der Kirche? Umgekehrt ist die Erfahrung aus Ländern mit staatlicher Ideologie: Dort wird die Institution Kirche vielfach als Raum der Freiheit erfahren.

Welche Aufgaben ergeben sich für die Kirche und für die Bischöfe?

In seinen Ausführungen ging am dritten Tag Weihbischof *Mijo Skvorć,* Zagreb, der Frage nach, *welche Aufgaben sich den Jungen, welche Aufgaben sich der kirchlichen Gemeinschaft und welche Aufgaben sich den Bischöfen* stellen.

Junge selber sind die wichtigsten *Glaubenszeugen unter der Jugend.* Junge Menschen müssen dazu befähigt werden, ein authentisches Glaubenszeugnis ablegen zu können. Der Referent legte Anregungen vor, wie man jungen Menschen helfen könnte, den Glauben zu entdecken, welche Wahrheiten man an den Anfang stellen könnte, welche Schwierigkeiten auftreten können.

Im zweiten Teil sprach er zur *Sendung der kirchlichen Gemeinschaft.* Gemeinschaft ist wichtig, weil der Mensch immer in der Gemeinschaft lebt, in ihr geboren wird, in ihr erzogen und bereichert, in ihr aber auch ruiniert werden kann. Auch der Glaube braucht einen solchen Rückhalt. Dies stellt Anforderungen an die Kirche: Junge Menschen können nur eine authentische Kirche lieben, eine Kirche, welche sie aufnimmt und liebt, welche sich mit ihnen abgibt, welche die Absicht hat, sie zum Ideal Christi zu führen. Dies erfordert eine engagierte, offene, geistliche, arme, bescheidene Kirche, eher eine Kirche des Herzens als der Diskussion, eher eine Kirche der Heiligkeit als politischer Rücksichten. In dieser Kirche muss der Ort für junge Menschen gefunden werden, wo sie hören, beten, diskutieren können, wo sie sich in der Liturgie zuhause fühlen, wo ein geduldiger, offener, warmer und vertrauensvoller Dialog möglich ist. Dies erfordert einen Einsatz der Gemeinschaft auf den verschiedensten Ebenen, wobei der kleinen Gruppe eine ganz besondere Bedeutung zukommt.

Das Referat schloss mit Ausführungen zu den *Aufgaben des Bischofs.* Der Bischof ist nicht in erster Linie Philosoph, theologischer Fachmann oder Religionspropagandist, sondern er ist ein Prophet im paulinischen Sinn, ein lebendiger Zeuge. Als solcher muss er für Katecheten, für pastorelle Programme, für das Katechumenat, für Einkehrtage, für Gebetszusammenkünfte usw. sorgen. Von besonderer Bedeutung ist dabei, dass sich der Bischof über Initiativen, Tätigkeiten und Erfolge

der jungen Menschen freut. Der Referent schloss seine Ausführungen mit den Worten: «Die jungen Menschen erwarten heute unser Wort, unsere Gesten, unser Tun. Der Glaube ist uns anvertraut worden und wir dürfen ihn nicht verbergen. Gott will durch uns zu den jungen Menschen sprechen und an ihnen Heil wirken.»

Vorschläge und Einsichten

In den *Arbeitsgruppen und im Plenum* wurde wiederum intensiv weitergearbeitet und eine Fülle von Vorschlägen und Einsichten zusammengetragen. Man fragte sich zum Beispiel, ob es eine *spezielle Jugendpastoral* geben müsse. Die Frage wurde bejaht, weil der junge Mensch in der Pubertät jenseits der Herkunftsfamilie seinen eigenen Glauben sucht und in der Gefährdung dieser Übergangsphase einen (selbstlosen) Dienst der Kirche benötigt. Jugendarbeit muss die radikale Forderung des Evangeliums vortragen und zugleich den jungen Menschen in der Gemeinde «einwurzeln». Jugendarbeit muss kooperativ sein, das heisst *mit* den Jugendlichen, nicht nur an den Jugendlichen geschehen.

Man sprach von *Gruppe und Gemeinde:* Die Gruppe spielt im Ablösungsprozess junger Menschen eine entscheidende Rolle, wird zum Ort der Selbstfindung. Gruppen führen dabei leider auch oft an der Kirche vorbei. Kirche muss daher in einem multidimensionalen Angebot Gruppen anbieten (wobei auch Erwachsene in Jugendgruppen mitarbeiten können). Basisgemeinden stiessen eher auf Skepsis (zumindest insoweit in Westeuropa vorhanden). Man sieht eine Gefahr: Sie trennen von der Kirche. Stattdessen empfahl man kleine Gruppen mit «starker» Spiritualität, Bibelarbeit, sozialen Diensten.

Die Arbeit der Gruppen zum Thema *Bischof und Jugend* wurde am Symposium folgendermassen zusammengefasst:

- Persönliche Eigenschaften: Jugend einfach gern haben (siehe die Wirkung des Papstes); glaubwürdig sein; sichtbar machen, dass die Kirche offen für die Jugend ist; solidarisch mit Jugendlichen (auch bei Konflikten) sein; jugendfreundlichen Zug besitzen; Einfachheit; Herzlichkeit; Tapferkeit und Festigkeit; ansteckende Freude.
- Persönliche Aufgaben: Begegnung mit Jugendlichen suchen; Kenntnis von ihnen gewinnen (zumal Universitätsstudenten und Arbeiterjugendliche). Kontaktstellen: Pastorale Besuche, Firmung, Einladung bei sich zuhause, Besuch katholischer Schulen.
- Aufgaben in der Diözese: Spezialisten für Jugendkatechese gewinnen; ältere Priester, die Angst vor der Jugend haben, ermutigen; Zentren der Jugendpastoral schaffen; regionale Organisationen koordinieren.

Daneben kamen verschiedenste *weitere Fragen* zur Sprache: Mangel an jungen Priestern, Bedeutung der Firmung, jugendspezifische Liturgie, von den Normen abweichendes Sexualverhalten usw.

Die Überlegungen der Teilnehmer des Symposiums wurden zeugnishaft ergänzt durch einen *Erfahrungsbericht von Frère Roger, Prior von Taizé, über das Jugendkonzil,* und durch die Zeugnisse einiger Mitglieder der *Gemeinschaft von S. Egidio in Rom.* Diese Gemeinschaft zählt gegen 200 junge Menschen, welche sich täglich für die Evangelisierung in der Stadt Rom einsetzen und zu Gebet und Gottesdienst zusammenkommen.

Leitlinien des Papstes?

Dass der Papst dem Symposium *grosse Bedeutung* beimass, zeigte sich dadurch, dass er die anwesenden Bischöfe und Priester zu einer *Konzelebration in die Sixtinische Kapelle* einlud: Er sah darin einen besonderen Ausdruck kirchlicher Gemeinschaft in Europa.

Das *Thema des Symposiums* hatte der Papst bereits im Dezember anlässlich der Jahressitzung des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen erwähnt: «Es handelt sich hier um ein sehr wichtiges Thema, an das man mit grosser Objektivität und mit der Hoffnung von Aposteln herangehen muss, denen bewusst ist, dass die Botschaft Christi die Jugendlichen jeder Generation erreichen kann und muss.»

In der Ansprache an das Symposium kam der Papst nur ganz kurz auf das Thema des Symposiums zu sprechen. Er nannte es und stellte fest, dass es eng verbunden sei mit dem grossen Thema der nachkonziliaren Kirche: Evangelisation. Wenn man Evangelisation im Blick auf die Zukunft sehe, müsse man die Jugend betrachten.

Dass sich der Papst *nicht eingehender zur Thematik geäussert* hat, mag auf den ersten Blick erstaunen. Man kann dies vielleicht interpretieren als ein Zeichen dafür, dass er voraussetzt, dass die *Bischöfe* ihre *eigene Verantwortung* in Europa wirklich übernehmen und sich aktiv einsetzen.

Der ganze Inhalt der Papstansprache war *zukunftgerichtet.* Vielleicht wollte er nicht bei der jetzigen Arbeit des Symposiums stehen bleiben, sondern die Gelegenheit des Symposiums benützen, um für zukünftige Arbeit zu ermuntern: Evangelisation im ganzen europäischen Kontinent. Der Papst, welcher zu neuen Horizonten Ausschau hält und zu neuen, vermehrten Einsätzen auffordert, hat damit vielleicht deutlicher gezeigt, was für die Jugendarbeit notwendig ist, als er dies mit einer eingehenden Äusserung zum Thema hätte tun können.

Echte Gemeinschaft

Immer wieder wurde betont, wie wichtig kirchliche Gemeinschaft für die Jugend sei. Die Bischöfe haben zusammen mit den anwesenden Priestern und Laien abseits ihrer Geschäfte und abseits vom römischen Getriebe gemeinsam einige Tage verbracht. Begegnungen in den Gruppen, Begegnungen auf den Gängen, Begegnungen beim Essen haben Kontakte über viele Grenzen hinweg geschaffen und gefördert und damit *echte kirchliche Gemeinschaft* aufgebaut.

Im Mittelpunkt dieser Gemeinschaft stand die *gemeinsame Liturgie:* Eucharistiefeier, Laudes und Vesper, sorgfältig vorbereitet vom Liturgieverantwortlichen der Italienischen Bischofskonferenz, die Gesänge geführt von einer Schwesterngemeinschaft. Den Eucharistiefeiern standen an den einzelnen Tagen vor: Kardinal Hume, London (Kardinal Hume wurde zum neuen Präsidenten des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen gewählt), Kardinal Benelli, Florenz, Papst Johannes Paul II., Kardinal Suenens, Brüssel. Am Dienstagabend wurde der Gottesdienst von der Gemeinschaft von S. Egidio vorbereitet. Jugendliche und Bischöfe erfuhren sich als die eine Gemeinschaft, in deren Mittelpunkt Christus steht.

Ergebnisse?

Im *Schlusskommuniqué des Symposiums* werden die Ergebnisse folgendermassen aufgezählt:

- Die Bischöfe kehren mit einer vertieften Kenntnis der Verschiedenheit der Jugend in den einzelnen Ländern in ihre Bischofsstädte zurück. Die Verschiedenheit der sozio-kulturellen Situationen wurde deutlicher gesehen und gleichzeitig wurden gemeinsame Grundlinien erkannt, welche in der Pluralität der Formen der Evangelisierung eine gemeinsame Grundausrichtung der Jugendpastoral in der heutigen Zeit ermöglichen.
- In kaum einer Zeit hat sich die Kirche so sehr der Jugendlichen angenommen wie heute und trotzdem entfernen sich viele von ihr. Wertschätzung, Sprache, Mentalität, Lebensstil der Jungen sind nicht identisch mit den Wahrheiten, welche die Kirche repräsentiert oder in deren Augen zu repräsentieren scheint. Die Jugendlichen erwarten, dass die Kirche vor allem dem Evangelium Christi treu sei und ihnen Raum gewähre, in dem sie die Freiheit, welche heute so stark bedroht wird, leben können.

- Die Bischöfe sind überzeugt, dass persönliche Kontakte mit der Jugend notwendig sind: Das Evangelium kann in den jungen Menschen nicht Wurzel fassen ohne die aktive und engagierte Gegenwart der Bischöfe, welche sich in dieser Aufgabe auf die Mitarbeit der ganzen kirchlichen Gemeinschaft abstützen müssen, vor allem auf die Mitarbeit der Priester und der in der Jugendarbeit tätigen Laien.

- Junge selber müssen ihre Kollegen heranbilden, mit ihnen unterwegs sein, um die Gemeinschaft des Glaubens und der Hoffnung schaffen zu können.

- Die verlängerte schulische Ausbildung erfordert einen speziellen Pastoraleinsatz. Dieses Alter, in dem die Persönlichkeit heranreift und die kritische Befähigung der menschlichen Kultur herangebildet wird, fordert ausdrückliche Verkündigung und Zeugnis des Evangeliums.

- Die Dringlichkeit der Evangelisierung im Dienste der Jugendlichen verlangt von unserer Kirchengemeinschaft auf allen Ebenen eine bessere Verteilung der zur Verfügung stehenden apostolischen Kräfte, eine gegenseitige Kenntnis der Personen und Erfahrungen und eine wirksame pastorelle Koordination.

Aus meiner *persönlichen Erfahrung* am Symposium kann ich beifügen:

- Bischöfe, Priester und Laien aus einzelnen Ländern haben sich schon am Symposium überlegt, wie sie das Erfahrene auswerten und in ihrem Land werden fruchtbar machen können. Dies sind wertvolle Ansätze.

- Mehr als 70, meist in besonderer Weise verantwortliche Bischöfe haben sich während dreieinhalb Tagen sehr intensiv, abends bis 10 oder 11 Uhr, mit ihrer Aufgabe im Bereich der Jugend befasst. Neue Einsichten und vermehrte Bereitschaft sind das Resultat.

- Die Arbeit konnte erfolgen in einer brüderlichen Gemeinschaft zusammen mit Priestern und Laien: in der für alle kirchliche Arbeit notwendigen Atmosphäre.

- Der europäische Rahmen ermöglichte eine von bestehenden Spannungen in einzelnen Ländern losgelöste Arbeit. Dies kann eine Hilfe sein für die Teilnehmer, besser zu unterscheiden zwischen wirklichen Grundanliegen und vielleicht bestehenden situations- oder personbedingten Auseinandersetzungen.

Wenn die Bischöfe diese Erfahrungen und die Fülle der Anregungen in den einzelnen Ländern fruchtbar machen können, hat das Symposium viel mehr erreicht als durch die Verabschiedung fester Resolutionen möglich gewesen wäre.

Ivo Fürer

Kirche Schweiz

Die Institutionen der Priesterausbildung im Bistum Lugano

Der Priesterrat des Bistums Lugano hat seine Sitzungen vom 14. März und 28. Mai 1979 dem Studium der Probleme gewidmet, die mit der Seminarausbildung für den Priesterdienst zusammenhängen. Zwischen der ersten und der zweiten Sitzung wurde der gesamte Klerus der Diözese in den sechs Vikariaten nach seiner Meinung befragt und konnte so seine Auffassung darüber äussern.

Das Kleine Seminar

Im Bistum Lugano besteht ein Kleines Seminar, das Collegio Pio XII von Breganzona, das fünf Gymnasialklassen mit einer eigenen internen Schule umfasst. Es wurde 1957 von Bischof Angelo Jelmini eröffnet, der beschlossen hatte, das Kleine Seminar vom Grossen Seminar in Lugano-Besso zu trennen.

Da aus dem Kleinen Seminar verhältnismässig wenige Kandidaten für das Priestertum hervorgingen, fragte man sich, ob diese Institution weiterbestehen solle. Einige dachten, das Kleine Seminar sollte in ein Studentenheim, in ein Bildungshaus umgewandelt werden, wobei die Konviktoren die öffentlichen Schulen besuchen würden; andere hingegen wünschten, dass der Charakter des Hauses als eines Seminars für künftige Priester stärker betont werde. Die grosse Mehrheit entschied sich dafür, dass das Collegio Pio XII weiterhin eine eigene interne Schule mit einem den Forderungen des Staates entsprechenden Programm führen und sich dabei bestreben solle, immer mehr zu einer Stätte christlicher Erziehung zu werden, um so auch die Entwicklung eventueller Berufungen zum Priestertum zu fördern.

Auch wenn das Collegio Pio XII dem Bistum nur wenige Priester geschenkt hat, so ist doch zu sagen, dass es einen wertvollen Beitrag dazu geleistet hat, zahlreichen Laien, die sich heute in verschiedensten Berufen auszeichnen, eine kulturelle und religiöse Bildung zu vermitteln.

Das Lyzealseminar

Diejenigen, die Priester zu werden gedenken, werden während der drei letzten Jahre vor der Matura in das diözesane Collegio Papio von Ascona aufgenommen, wo sie unter Leitung eines Priesters eine eigene kleine Gemeinschaft bilden.

Man stellte sich die Frage, ob man nicht das Lyzeum mit dem Gymnasium vereinigen solle, sah dann aber ein, dass es praktisch unmöglich ist, für die Lyzeisten eine eigene, vom Collegio Papio verschiedene Schule zu führen. Einige Mitglieder des Priesterrates haben vorgeschlagen, für das Lyzealseminar ein Studentenheim in Lugano zu schaffen, von wo aus die Schüler die verschiedenen Schulen der Stadt besuchen würden. Die grosse Mehrheit entschied sich jedoch dafür, die Seminargemeinschaft in das Kollegium von Ascona integriert zu lassen, wobei die Seminaristen grundsätzlich die Möglichkeit haben sollen, auch andere Schulen (z. B. das Lehrerseminar) zu besuchen und sich so auf verschiedenen Wegen auf das Priestertum vorzubereiten.

Die drei Jahre, die sie am Collegio Papio verbringen, ermöglichen es den betreffenden Studenten, ein brüderliches Gemeinschaftsleben zu erfahren, das ihre Berufswahl klärt. Einige wenden sich dann der Theologie zu, während die anderen sich für andere Studienfächer entscheiden. Da sie alle entweder ein Maturitätszeugnis oder ein entsprechendes anderes Diplom besitzen, sind sie in ihrer Entscheidung über ihre Zukunft freier.

Das theologische Seminar

Seit 1968 befindet sich das theologische Seminar mit einem eigenen Regens zu Freiburg im Konvikt Salesianum, und die Studenten besuchen die Theologische Fakultät der nahegelegenen Universität. Der Priesterrat hatte den Auftrag, sich vor allem mit der Frage zu befassen, ob man für die Ausbildung für den diözesanen Priesterdienst auch andere Bildungsmilieus als das Seminar selbst ins Auge fassen könne. Mit grosser Mehrheit hat sich der Priesterrat dazu entschieden, dass die Theologiestudenten in einer einzigen Gemeinschaft ausgebildet werden sollen. Diese soll bereit sein, Kandidaten aus verschiedenen kirchlichen Strömungen und Bewegungen aufzunehmen. Man erhofft sich davon eine geistliche und pastorale Bereicherung des Seminars und des Bistums.

Im Jahrzehnt zwischen 1969 und 1979 sind im Seminar von Freiburg achtzehn Diözesanpriester herangebildet worden. Gegenwärtig zählt das Seminar elf Tessinertheologen, die alle die Absicht haben, Priester zu werden. Im Salesianum gibt es jedoch auch einige Tessiner Laienstudenten, die im Hinblick auf einen eventuellen kirchlichen Dienst in der Diözese Theologie im Nebenfach studieren.

Die vom Priesterrat schon 1968 getroffene Lösung, die Tessinertheologen nach Freiburg zu senden, hat offensichtliche Vorteile: Sie verschafft den Kandidaten ei-

ne akademische Ausbildung, fördert die Kontakte der künftigen Tessiner Priester mit vielen künftigen Laienakademikern aus dem Tessin, die ebenfalls in Freiburg studieren, und mit vielen anderen, die im Dienst der Kirche in der Schweiz und auf der ganzen Welt stehen werden.

Auch im Tessiner Seminar haben die Berufungen, die aus der Welt der Arbeit stammen, zugenommen. Da an der Fakultät auch die Sektion B[1] besteht, können alle diese Kandidaten jetzt ebenfalls eine entsprechende Ausbildung erhalten.

Was die Zahl der Berufungen angeht, so scheint sich die Lage gebessert zu haben. Mehrere neue Kandidaten werden diesen Herbst das Theologiestudium beginnen, und für 1980 sind schon weitere Bewerber in Aussicht.

Sowohl der Priesterrat wie der Bischof haben die Überzeugung bekräftigt, dass es vor allem der in seinem Dienst glückliche Priester ist, der in der Kirche Nachfolger von ihm weckt.

Sandro Vitalini

Übersetzt von August Berz

[1] Dazu: Sandro Vitalini, Die pastorale Sektion der Theologischen Fakultät von Freiburg, in: SKZ 145 (1977) Nr. 47, S. 690–692.

Pastoral

Kirche an der Basis – ein neues Bild von Pfarrei

Zuerst drei nicht ganz seltene und nicht nur erfundene Kurzgeschichten. An der Dekanatsversammlung tönt es: Mach's kurz, um 5 Uhr habe ich die nächste Sitzung. – Im Pfarreirat: jetzt bin ich schon in drei Kommissionen . . . und nebenbei haben wir noch eine Familie. Warum müssen es immer die gleichen sein, die überall ziehen? – Im freundschaftlichen Gespräch: Du hast recht, eine Zeit der Stille, etwa eine Besinnungswoche täte im Grunde dringend not; manchmal habe ich den Eindruck, das Wasser stehe mir am Hals.

Stress ist ja wahrlich nicht auf den kirchlichen Raum beschränkt, und Gründe dafür sind schon viele genannt worden. Aber was den guten und soliden Mann heute so masslos ärgert, ist auch nicht so sehr sein Krampf; meist ist ihm ja wohl dabei. Vielmehr stellt ihn das grosszügige Geniessen seines Bruders brutal in Frage, auch wenn er heimkehrt zum Vater. Und Gott, der Vater, verurteilt diesen Kerl nicht einmal bei Lukas 15. Krampfer und Lebenskünstler werden wir wohl allezeit bei uns haben, und ihre Grundbefindlichkeit ist weder Heil noch Unheil, sondern der Boden, auf dem Kraut und Unkraut wachsen kann.

Brüderlichkeit heilt

Jesus Christus, der Herr, wurde uns Menschen Bruder. Er kam in die Welt, um Gottes Heil anzusagen und die Menschen dafür zu befreien, zu erlösen. *Er hat die Menschen nicht umgekehrt oder auf eine Linie gebracht; aber gezeigt hat er, dass das Ja zum Vater und damit zum Bruder und zur Schwester möglich ist.* In seine Apostelgruppe hat er Männer mit recht unterschiedlichen Charakteren gerufen und aus gegensätzlichen politischen Richtungen. Seinem irdischen Leben war zwar nicht der grosse Erfolg beschieden; sein Passha und das Einbrechen des Heiligen Geistes aber haben der Urkirche klar gemacht: es gibt Brüderlichkeit unter denen, die glauben, die offen sind für Gottes Wort. Unterschiede und Gegensätze müssen dafür nicht eingeebnet werden. Wo aber Menschen brüderlich und solidarisch sind zueinander, wird Stresshaltung abgebaut. Wenn viele oder fast alle mittragen, muss jeder weniger schleppen.

Solche Wahrheiten sind auch heute erfahrbare Wirklichkeit – Gott sei's gedankt. Die Stimme von Puebla oder das Fastenopfer gaben gute Informationen über verschiedene Arten von Basisgruppen und Gemeinde-Solidarität – in Entwicklungsländern wohl die besten Antworten auf den Schrei des Volkes. Aber auch in unseren Breitengraden geschieht manches Gute in dieser Beziehung; ich denke zum Beispiel an Erfahrungsberichte und Kursangebote auch in dieser Zeitschrift. Doch die Frage ist: Wie wird und wächst brüderliche Atmosphäre in einer Pfarrei? Nicht von selbst und nicht ohne Planung.

Ein Weg hiezu,

nicht ein unfehlbarer, aber ein klar durchdachter und auch schon erprobter ist das Projekt: Kirche an der Basis – ein neues Bild von Pfarrei. Es will die «zielorientierte Planung» anpassen auf die Pfarrei und sie weiterführen. Gaston Berger, ein französischer Soziologe, hat die programmation prospective als Methode dargestellt (Phénoménologie du temps et prospective, P. U. F. 1964), und Juan Baudista Cappellaro, ein aus Italien gebürtiger Lateinamerikaner, hat sie auf die kirchliche Gemeindearbeit übertragen und seit Anfang unseres Jahrzehnts stufenweise mit Pfarreien eingeübt.

«Wir wollen nicht eine wahrscheinliche Zukunft erraten – sondern eine wünschbare Zukunft vorbereiten – ja sie wahrscheinlich machen», schreibt Gaston Berger. Mit anderen Worten: mit diesem Pfarreierneuerungsprozess stehen wir zwar mit beiden Füssen auf dem Boden; aber wir starren nicht auf den Boden, sondern gehen ständig aufs Ziel zu; dass die ganze Gemeinde Volk Gottes werde. Eingeübt und weiterentwickelt wird das Projekt von der «Bewegung für eine bessere Welt», in der Schweiz «Kirche für die Welt».[1]

Am Anfang steht eine Bestandsaufnahme der Pfarrei / Region. Nicht, um mehr zu wissen, sondern zielgerichtet: wie gelangen wir am besten von hier aus weiter? Wir wollen die Realität zwar klar sehen, aber noch mehr sie hinterfragen, die Zeichen der Zeit deuten. So suchen wir auf allen Ebenen die Hauptprobleme und aus diesen das zutiefst liegende Schlüsselproblem. Wenn das gelöst wäre, wären die meisten andern Schwierigkeiten auch behoben. Für eine solche Analyse gibt es nicht nur Hilfsmittel, sondern auch Fachleute und Berater. Selbstverständlich gilt wie bei andern soziologischen Erhebungen auch hier: eine Analyse, die einfach Sündenböcke herausfindet, muss weiter in die Tiefe graben.

Im zweiten Schritt übersehen wir die gefundene Wirklichkeit und beschreiben mit viel Zuversicht und schöpferischer Phantasie das Ideal dieser Pfarrei / Region. Es soll ein im besten Fall erreichbares Bild geben. Angst, Zweifel und Mutlosigkeit kommen dabei gar nicht auf. Solches «Träumen» weckt neue Kräfte, tut neue Horizonte auf, rückt ins Blickfeld, was im Alltag ertränkt wurde. Es macht ahnen, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist.

Der dritte Schritt ist ein doppelter. Wir schauen vom Ideal auf die halt doch bestehende Wirklichkeit. Aber weil wir vom Ideal, von der Zukunft her betrachten, finden wir im Heute manche Chance, manches, was entwickelt werden könnte. *In jedem Problem, jedem Hindernis steckt ein Kern, der zum Anpacken reizt,* der anspornt, das Problem zu lösen, das Hindernis zu überwinden. Gleichzeitig schauen wir aber auch von der Realität aus zum Ideal. Sie ist der Boden, auf dem wir stehen; aber sie ist veränderbar. Freilich der Weg zum Ziel sieht jetzt steiler aus. Vielleicht erkennen wir sogar Hindernisse, die wir einfach (noch nicht) übersteigen oder beseitigen können. All das berücksichtigen wir und korrigieren unser Ideal zu einem wirklich erreichbaren. Mit diesem Doppel-

[1] Wir sind keine Organisation mit Mitgliedern, sondern verstehen unseren Dienst als Animation für «Bewegbare».

schritt ist von selbst auch die erste Analyse durchsichtiger geworden.

Für die jetzt folgende Planung liegt nun das Material vor. Wie die Bestandsaufnahme auf allen Ebenen geschah, so wird das Idealbild aufgeschlüsselt. Das ergibt die Fernziele. Von ihnen auf Zwischen- und Jahresziele herunter planen, ist eine anspruchsvolle Arbeit; aber sie muss seriös gemacht werden: immer auf dem Boden der Wirklichkeit und mit dem Blick aufs Ziel. Jetzt schon sollen die ersten Schritte bis ins Einzelne genau geplant werden: was soll wann und wie geschehen, mit welchen Mitteln, und wer ist verantwortlich dafür?

Planung von oben – von unten?

Werden hier Menschen manipuliert, mit Planungsweichen eingleisig «geführt»? Die ersten Schritte sind von Teams und Animatoren ausgedacht und angepackt. Aber schon hier und in steigendem Mass wird das ganze Volk Gottes informiert und hat sein Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht. Ja, die vornehmste Aufgabe der Animatoren ist es, soviel Gemeinschaft erfahren zu lassen, dass möglichst alle in der Gemeinde den Plan als ihre Sache erkennen. So machen sich die Leiter immer wieder ersetzbar und integrieren sich ganz in die Gemeinschaft. Natürlich braucht es in allen Phasen Hauptverantwortliche; aber sie wollen Brüder sein und sind es, weil einer der Meister ist, unser Herr. Auch Aussenseiter wird es zu allen Zeiten geben – früher nannte man sie sympathischer Originale – aber sie dürfen sich langsam hineinleben, wenn sie das mögen. Wenn nicht, sind sie doch von der Gemeinde mitgetragen.

Niemand ist so arm, dass er nichts geben könnte, und niemand so reich, dass er nichts empfangen kann. Auch die schwachen Glieder am Leib sind wichtig. Das Scherflein der armen Witwe ist mehr als aller Überfluss. Wer hat nicht schon gestaunt über die Weisheit der «Kleinen». *Auf keinen Fall darf es Elitegruppen geben;* mit ihrer Entstehung würden die andern Gemeindemitglieder wie ausgeschlossen, exkommuniziert. Die Communio aller – das Testament Jesu – könnte nicht wachsen.

Basisgruppen

Brüderliche Haltung heisst zunächst: ich sehe dich und sage Ja zu dir, ist also eine persönliche Beziehung. Das aber ist nur in einer überschaubaren Gruppe möglich. Weil immer mehr Menschen das suchen, entstehen vielerorts spontan Basisgruppen; sie engagieren mehr als Clubs oder Vereine. In ihnen wird Gemeinschaft gesucht. Jeder darf zu seinen Problemen stehen. Fragen des Alltags wie solche des öffentlichen Lebens werden angegangen, mit der Zeit sogar Fragen des Glaubens. Gemeinsam werden dann die Menschen ihre Antworten im Evangelium suchen, und sie werden gemeinsam beten lernen – beste Katechese für die Kleinen und für die Grossen. *Das Tempo in dieser Entwicklung wählt jede Gruppe und jede Familie so, dass der Letzte mitkommen kann;* niemand wird überfordert.

Die Basisgruppen einer Gemeinde haben unter sich vielfältige Beziehungen. Die Pfarrei wird mit der Zeit *eine lebendige und strukturierte Gemeinschaft von Gemeinschaften.* Sie wird nicht verwaltet oder aktiviert, sondern lebt aus eigenem Willen und eigener Kraft.

Die Entwicklung verläuft ganz normal im Auf-und-ab von Fort- und Rückschritt, und jede Basisgruppe wird ihren eigenen Rhythmus finden. Wer nur kontrollierten Erfolgen glaubt, denkt zu wenig an Jesus, an sein Passha-Mysterium. Gottes Schwäche ist immer noch stärker als die Menschen, und er, der Herr, wird sein Werk vollenden.

Dass Gemeinde Reich Gottes werde

Gemeinde, das sind alle, die an diesem Ort wohnen, nicht nur die katholische Pfarrei. Es gibt *keine Pfarreierneuerung ohne ökumenische Zusammenarbeit.* Zumindest ist eine gute und ständige Information unter den Schwesterkirchen nötig. Noch besser ist, wenn alle einsteigen in das Projekt. Klar, dass dabei jede Konfession ihre Eigenart wahrt.

Gemeinde, das sind alle Menschen und der ganze Mensch. Das gesellschaftliche und das sportliche Leben, Wirtschaft, Kultur und Politik, Arbeit und Wohnquartier, die Ausländer und die Schwächeren, ja die Beziehungen mit der weiten Welt, all das ist genau so Wirklichkeit wie die Kirche: berufen, Baustein zu sein und mitzubauen am Reich Gottes. *Kirche, auch die Kirche am Ort, ist für die Welt;* würde sie nur ihren Garten pflegen, wäre sie Jesu Auftrag nicht treu.

Als Start

in unserem Land war der Animationskurs vom 1.–6. Juli dieses Jahres in Seewen (Haus St. Gertrud) gedacht. – Wo der Pfarreirat neu ist oder kaum ein klares Konzept hat, ist vorgängig ein Rats-Weekend nützlich. – Der Einstieg für die Pfarrei selber ist eine Kurs-Woche (6–7 Abende) zur Sensibilisierung. Sie kann als eine Art Volksmission angesehen werden; nur ist sie nicht Höhepunkt, sondern Anfang eines neuen Weges.

Erich Schlienger

Neue Bücher

Vom Jesuitenkolleg zur Kantonsschule Luzern

Am 21. Juli 1773 hatte Papst Clemens XIV. (Lorenzo Ganganelli) mit dem Breve «Dominus ac Redemptor noster» auf Druck der bourbonischen Höfe den Jesuitenorden aufgehoben. Diese Aufhebung betraf natürlich auch das älteste Jesuitenkolleg in der Schweiz, das Kollegium des heiligen Franz Xaver in Luzern. Die Aufhebung kam für die Betroffenen und auch für die Luzerner Behörden nicht unerwartet. Ja, auch in Luzern kann man in den vorangehenden Jahrzehnten ein zwiespältiges Verhältnis zu den Trägern der offiziellen Höheren Schule feststellen. Einerseits schätzten weite Kreise auch aus dem Patrizier- und Bürgerstande das Wirken der Söhne Lojolas, was sich besonders in zahlreichen Berufungen aus diesen Ständen in den Jesuitenorden zeigt, anderseits regte sich aus einer reformfreudigen, aufklärerischen Bildungsschicht die Kritik an den veralteten Schulmethoden der jesuitischen Professoren. Zu ihnen gehörten besonders Anton Felix Balthasar, der Inwiler Pfarrer Dr. Bernhard Ludwig Göldlin, der Pfarrer von Schüpfheim Johann Joseph Xaver Schnyder von Wartensee und Professor Joseph Ignaz Zimmermann, der damals in Solothurn wirkte.

Pfarrer Göldlin von Inwil hatte schon 1768 Reformvorschläge zu Papier gebracht, die den hergebrachten Unterricht kritisierten und Neuerungen im Sinne der aufklärerischen Erleuchtung forderten. Diese Pläne sollten den Wunsch der aufgeklärten Kreise Luzerns erfüllen, dass durch die erneuerte Schule Luzern wieder zum geistigen Zentrum der katholischen Schweiz werde, wie das etwa Zürich für die protestantischen Orte war. Die Schrift Balthasars veranlasste den Rat, eine sechsköpfige Kommission einzusetzen, die dann 1771 eine «Neue Schuleinrichtung» verabschiedete, die ganz den Reformen Göldlins entsprach. Die Jesuiten, wohl damals schon unter dem Eindruck der Gewitterwolken, die sich über ihnen auftürmten, stehend, widersprachen diesen Neuerungen nicht, obwohl sie einschneidende Einbrüche in ihre bisherigen Lehrauffassungen brachten. Ein Widerstand wäre auch insofern schwierig gewesen, als sich das Kolleg in finanziell schwierigen Verhältnissen befand und sich auch praktisch der finanziellen Vormundschaft des Staates beugen musste.

Neuordnung

Schon als der Aufhebungsbeschluss erst inoffiziell bekannt war, traf der Rat erste Massnahmen, um den Kollegiumsbesitz sicherzustellen und den Fortgang der Schule zu ermöglichen. In Zukunft sollten die Patriziersöhne «die nothwendigen und einem anständigen Edelmann anständigen Künste und Wissenschaften» in Luzern erwerben können und nicht mehr auf auswärtige Schulen angewiesen sein. Der eigens hierzu gewählten Reorganisationskommission schwebte auch ein Alumnat vor, in das «sechzehn Subjekte» aufgenommen werden sollten: sechs Patriziersöhne, zwei «ehrliche» Bürgerskinder und acht Waisenknaben. In diesem Alumnat sollten aber die Standesunterschiede streng gewahrt werden. Die Vorzugsstellungen der Patriziersöhne hätten ungefähr denen der Adeligen in Ritterakademien entsprochen. Bezeichnend für die gesellschaftliche Zielsetzung dieses Junkerinternates war, dass man auch einen eigenen Tanzlehrer vorsah.

Im ganzen war der neue Schulentwurf unausgereift. Er liess viele grundlegende und praktische Fragen offen. Dass dieses Schulkonzept mehr «schulische Träume» als Realitäten enthielt, zeigte schon, mit welcher Selbstverständlichkeit es die finanziellen Probleme zu lösen glaubte. Geistlichkeit und Klöster sollten jährliche Subsidien von 12000 Gulden zu diesem «Reformwerk» beisteuern. Die säkularisierten Jesuitengüter reichten nämlich nicht einmal für die Weiterführung der Schule im bisherigen Stande; denn nun mussten die Lehrer – zum Teil aus dem bisherigen Bestande übernommene Exjesuiten – bezahlt werden. Der Grosse Rat verfügte in diesem Sinne am 11. März 1774 die Inventarisation der Franziskanerklöster Luzern und Werthenstein sowie der Frauenklöster Eschenbach, Rathausen, St. Anna im Bruch und Maria Hilf zu Luzern. Die Klöster St. Urban, Muri und Einsiedeln sollten um freiwillige Beisteuer angehalten werden. Durch einstweilige Einstellung der Noviziate sollte in den Frauenklöstern gesamthaft der Bestand von 212 auf 150 reduziert werden. Offenbar gab die durch die Neuordnung des Jesuitenkollegs notwendige Schulreform auch Gelegenheit zu einer Klosterreform im Sinne der Aufklärung und der staatskirchenrechtlichen Tendenzen. Doch das Ansinnen der Staatskirchenrechtler scheiterte an der Mehrheit des Grossen Rates. So waren die kühnen Pläne der Luzerner Stadtintelligenz gedämpft.

Das Angebot des Abtes von St. Urban, Benedikt Pfyffer von Altishofen, die Jesuitenschule in Luzern zu übernehmen und mit Zisterziensern von St. Urban, Wettingen und Hauterive sowie Benediktinern aus der schweizerischen Kongregation zu führen, kam ebenfalls nicht zum Erfolg. Immerhin sind die Überlegungen des Abtes für die Zeit vor der grossen Revolution bemerkenswert. Der Abt von St. Urban sah in seinem Vorschlag das einzige Mittel, «den gehässigen Vorwurf der Unnützlichkeit vor den Augen der Welt zu tilgen» und «jenes Schinznach'sche Projekt, die Klöster in der Schweiz zu unterdrücken und die Religiosen zu vereinigen» zu beseitigen.

Die Reformer mussten auf ihre hochfahrenden Pläne verzichten und mit Wasser kochen. Man überliess den Exjesuiten das Xaverianische Haus und suchte mit allerhand Kunstgriffen die Auslagen so niedrig als möglich zu halten. Als mit der Zeit die Professorenstellen nach dem Tod ehemaliger Jesuiten neu besetzt werden mussten, suchte man die Franziskaner aus der Au zum Schuldienst heranzuziehen.

Neue Pläne

Den aufgeklärten Luzernern schien die Zeit der Helvetik erneut Gelegenheit zu geben, die Höhere Schule in Luzern neu zu orientieren. Die helvetische Schulkommission wurde von Pfarrer Thaddäus Müller präsidiert. Der geistliche Aufklärer umreisst sein Bildungziel in einem Brief an die Verwaltungskammer: die Fähigkeiten der Jugend zum Gebrauch des Vaterlandes entwickeln, ihre Aussichten erweitern, ihre Tätigkeit in mannigfaltiger Verwendung ihrer Kräfte anspornen und sie so bilden, dass sie nicht dem Vaterland wie sich selbst zur Last fallen, sondern zum Heil aufwachsen. Der Schulplan sollte allen Bürgern, auch den Töchtern, angemessen sein, die vorigen alten Jesuiten- und Mönchsformen zerstören, auf den Grundsätzen der helvetischen Konstitution gründen und den Reichtum der pädagogischen Aufklärungsideen berücksichtigen. Der Lehrplan brachte eine starke Abwertung des Lateins zugunsten der Realien. Das humanistisch-barocke Bildungsideal war aufgegeben. Neu war im Lehrplan auch die französische Sprache.

Die hochfahrenden Pläne zeitigten nicht den gewünschten Erfolg. Die Folge war ein Vertrauensschwund für die luzernerische Bildungsstätte. Schon die Mediationszeit brachte die Wende. Latein und Deutsch fanden wieder mehr Berücksichtigung, dafür verschwand sogar die bisherige Naturgeschichte aus dem Lehrplan. Dieser Schulplan blieb grundsätzlich bis zu den Reformen Eduard Pfyffers 1819 in Kraft. Inzwischen war mit dem Theologieprofessor Franz Bielmann auch der letzte Exjesuit gestorben, und mit ihm war der letzte Zeuge des alten Jesuitenkollegs ins Grab gesunken.

Dominik Leisibach behandelt in seiner Freiburger Dissertation (Referent Prof. Dr. Gottfried Boesch) die ersten vierzig Jahre der Kantonsschule Luzern nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1774–1814), eine Zeit des Suchens und des Übergangs.[1] Die Aufhebung des Jesuitenordens setzte für die Luzerner Schule eine Zäsur. Die in den Traditionen barocken Gelehrtentums verhaftete und alt gewordene Institution sollte im Geiste der Aufklärung erneuert werden. Doch die Realitäten waren beständiger und beharrlicher als der erleuchtete Höhenflug humanitärer Ideen. Nicht Beharren im Alten, aber auch nicht völlige Neuerung im Lichte der Aufklärung, sondern eine «Mediation» beider Elemente wies der neuen Kantonsschule den Weg in die Zukunft – einer Kantonsschule, die bis heute noch leise Erinnerungen an das alte Jesuitenkollegium bewahrt hat.

Leo Ettlin

[1] Dominik Leisibach, Die Aufhebung des Luzerner Jesuitenkollegs. Die Anfänge der Staatsschule 1774–1814, Baldegg (Selbstverlag des Verfassers) 1978, 376 Seiten.

Berichte

Ordenstag im Bistum Basel

Im Jubiläumsjahr «150 Jahre neues Bistum Basel» hatte der Diözesanbischof Dr. Anton Hänggi die Priester und die hauptamtlich im Dienst der Kirche stehenden Laientheologen nach Solothurn eingeladen. Diesmal erging die Einladung an die Ordensleute (Frauenklöster, Schwesterngemeinschaften, Männerorden und -kongregationen), die innerhalb der Diözese leben und wirken. So fanden sich am Festtag der Apostel Petrus und Paulus, 29. Juni 1979, an die 400 Nonnen, Schwestern, Patres und Brüder als Vertreter der insgesamt ungefähr 3500 im Raum des Bistums tätigen Ordensleute zu einer Begegnung mit dem Bischof und seinen engeren Mitarbeitern in Solothurn ein.

Gotteslob in der Kathedrale

Höhepunkt des Tages war die Eucharistiefeier, der der Bischof vorstand. Schon in der Begrüssung klangen jene Themen an, welche die Teilnehmer durch den feierlichen Gottesdienst und während des Tages begleiteten: Freude an der Berufung, Dankbarkeit gegen Gott, Liebe zu Mitmen-

schen. Wenn nun auch die Ordensleute das Bistumsjubiläum feierten und in der Bischofskirche das Gotteslob sangen, war das keine Flucht in die Vergangenheit, sondern ein kräftiges Zeichen wider da und dort sich meldende Resignation, Ausdruck des Willens, auch in Zukunft im Geiste der jeweiligen Ordensgründerinnen und -gründer der Orts- und Weltkirche zu dienen.

Der Wortgottesdienst bot den versammelten Ordensfrauen und -männern Gelegenheit, nachzudenken über ihren Dienst in der Kirche (1. Lesung aus dem Synodentext 3 «Kirchlicher Dienst»). Im Anschluss an die Festtagsperikopen (2 Tim 4,6–8. 17f und Joh 21,15–19) zeichnete der Bischof in seiner Homilie den Weg Gottes mit jedem Getauften: rufen – berufen – senden. Nun gibt es Christen, die zu einem besonderen Dienst gerufen und gesendet werden; um solchem Ruf nachzufolgen, bedarf es aber einer qualifizierten Liebe. Diese «immer grössere Liebe» war denn auch das Leitwort, das der Oberhirte seinen Ordensleuten in ihre Klöster und Häuser mitgeben wollte.

Mittagsmahl im Landhaus

Was im vielsprachigen, aber einstimmigen liturgischen Gesang bereits zum Ausdruck kam, die Freude an dem *einen* Herrn, brach in anderer Form nochmals durch beim gemeinsamen Mittagsmahl, zu dem der Bischof geladen hatte. Ohne Gerangel um Dienstplätze oben oder unten – Ehrenplätze gab es überhaupt nicht zu vergeben! – konnten alle Geladenen ungezwungen miteinander ins Gespräch kommen. Tatsächlich gab es viele Nationen zu sehen und fremde Sprachen zu hören. Sr. Luzia Willi, Frau Mutter im Kloster Nominis Jesu zu Solothurn, und Dr. P. Alkuin Stillhart, Provinzial der Schweizer Kapuziner, gaben im Namen der Geladenen der Freude dieses Tages Ausdruck und dankten dem gastgebenden Bischof für die generöse Einladung.

Begegnung im Haus Steinbrugg

Ein Spaziergang der Aare entlang führte den bunten Zug der Ordensleute zum Haus Steinbrugg, wo mit lebhaftem Interesse Einsicht genommen wurde in die Räumlichkeiten des Bischöflichen Ordinariats. Diese «Stunde der offenen Türe» im administrativen Zentrum des Bistums vermochte manchen zu überzeugen davon, dass es sich da nicht um ein kaltes Verwaltungsgebäude handelt, sondern um ein gepflegtes Haus in reizvoller Umgebung, wo ein liebenswürdiger Bischof mit wohlwollenden Mitarbeitern und aufmerksamem Dienstpersonal diesen «Ordenstag» im Bistum Basel zur unvergesslichen Erinnerung werden liess. Spontane Reaktionen zeigten, wie sehr es auch Ordensleute schätzen, einmal Gäste ihres Bischofs zu sein. Bischof Dr. Anton Hänggi und sein Mitarbeiterstab dürfen des herzlichen Dankes und eifrigen Gebets der Ordensleute sicher sein.

Andreas Stadelmann

Hinweise

Christophorus-Opfer 1979

Das Christophorus-Opfer der Schweizer MIVA (Missions-Verkehrs-Aktion)[1] ist dieses Jahr auf den 29. Juli angesetzt, wobei es den Pfarreien, Klöstern und Instituten überlassen bleibt, einen für sie günstigeren Termin zu wählen.

Im Schatten der grossen Hilfswerke haben es die kleineren und meist auf besondere Aufgaben ausgerichteten nicht immer einfach, sich Gehör zu verschaffen. Und angesichts grosser und gross publizierter Notlagen haben sie es noch weniger leicht, für ihre Hilfeleistungen Aufmerksamkeit und Unterstützung zu finden. So bedürfte das Christophorus-Opfer als Beitrag zur «Hilfe durch Verkehrsmittel für Mission und Entwicklungzusammenarbeit» gerade dieses Jahr ein besonders empfehlendes Wort.

Das Christophorus-Opfer ist ein gewichtiger Beitrag an den Gesamtaufwand der MIVA: So wurden im Jahre 1978 Fr. 1440392.69 verteilt, an welche Summe das Christophorus-Opfer mit Fr. 258718.65 beitrug. Dabei wurden 57 Projekten in 8 Ländern Asiens Fr. 301939.65 zugesprochen, 88 Projekten in 27 Ländern Afrikas Fr. 794023.04 und 42 Projekten in 12 Ländern Südamerikas Fr. 344430.–. Die Verwaltungskosten machten 12,18% der Rechnung aus.

Wenn man die durch MIVA geleistete Hilfe im Verlauf der Jahre zusammenzählt, kommt man auf recht ansehnliche Beträge. So wurden in den Jahren 1965 bis 1978 1459 Projekten insgesamt Fr. 11266771.62 zugesprochen, was im Durchschnitt für ein Projekt einen Betrag von Fr. 7702.25 ergibt. So konnten in den letzten 5 Jahren im Durschnitt jährlich 157 Projekte unterstützt werden, während etwa 300 Projekte vorlagen. Davon musste ein Teil abgelehnt werden, weil er den Kriterien nicht entsprach; ein anderer Teil konnte nicht unterstützt werden, weil die Mittel fehlten. Dass dieser Teil kleiner wird, dazu kann auch das Christophorus-Opfer beitragen.

Rolf Weibel

[1] Das MIVA-Sekretariat (Konstanzerstrasse 60, Postfach 2933, 9500 Wil, Telefon 073 - 22 48 66) ist zu weiteren Auskünften gerne bereit.

Personalnachrichten der Schweizer Kapuziner

Das Provinzkapitel der Schweizer Kapuziner hat P. *Bertram Gubler* (Stans) zum neuen Provinzial gewählt. Zum Provinzvikar wurde Dr. P. *Paul Hinder* (Freiburg) gewählt, zu Provinzräten die Regionaloberen der drei Regionen der Kapuzinerprovinz: P. *Martin Germann* (Luzern), Regionaloberer der Deutschschweizer Kapuziner, Dr. P. *Gervais Aeby* (Freiburg), Regionaloberer der Westschweizer Kapuziner, und P. *Donato Candreia* (Tiefencastel), Regionaloberer der italienischsprachigen Kapuziner.

Aktuelle Filme

Was geht in Nicaragua vor?

Der Dokumentarfilm *Patria libre o morir* (Freiheit für das Vaterland oder Tod, farbig, deutsch untertitelt, 50 Min., Fr. 100.–) zeigt die Ereignisse und deren Vorgeschichte und macht durch verschiedene Interviews, unter anderem mit dem Dichter und Priester *Ernesto Cardenal,* auf die Lebensbedingungen der Bevölkerung aufmerksam. Er geht auch auf die Haltung der Kirche und der Gewerkschaften ein und stellt das Schicksal unzähliger Flüchtlinge zur Diskussion, die in Honduras und Costa Rica um Aufnahme suchen.

Und im Libanon?

In *Kinder des Krieges* (farbig, deutsch synchronisiert, 12 Min., Fr. 24.–) wird am Beispiel von libanesischen Kindern, die dem Bürgerkrieg in Beirut entkommen sind, die Prägung der Heranwachsenden durch die Umgebung und die Schrecken der Gewalt erkennbar.

Beide Filme über Selecta-Verleih, Rue de Locarno 8, 1700 Fribourg, Telefon 037 - 22 72 22.

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Theologisch-pastoraler Fortbildungskurs im Bildungszentrum Quarten vom 3.-7. September 1979

Thema: Sünde, Busse und Vergebung.

Programm:

Montag, 3. September

15.00 Uhr Begrüssung

Fachgebiet *Psychologie*

Schuldbewusstsein, Schuldverdrängung, Schuldbewältigung

Referentin: Prof. Dr. Margrit Erni, Chur

Dienstag, 4. September

Fachgebiet *Moraltheologie*

1. Was ist Sünde?

2. Gibt es absolute Normen?

Referent: Prof. Dr. Alfons Klingl, Chur/St. Gallen

Mittwoch, 5. September

Fachgebiet *Dogmatik*

Vergebung durch Jesus Christus (Soteriologie, Ekklesiologie, Sakramentenlehre)

Referent: Dr. P. Basil Drack OSB, Disentis

Fachgebiet *Pastoraltheologie*

1. Beichtkrise und heutige Bussformen

Donnerstag, 6. September

2. Schuldkrise und ihre Bewältigung

3. Das Beichtgespräch

Referent: Dr. P. Hildegar Höfliger OFMCap, Solothurn

Freitag, 7. September

Fachgebiet *Katechese*

Stufen der Gewissensbildung und Busserziehung in der Katechese

Referent: Bischof Dr. Otmar Mäder, St. Gallen

Kursende: nach dem Mittagessen.

Kursleiter: Prof. Dr. Alfons Klingl, Regens, Chur/St. Gallen.

Anmeldungen: sind bis spätestens 18. August zu richten an: Seminar St. Georgen, St. Georgenstrasse 91a, 9011 St. Gallen, Telefon 071 - 22 74 30.

Hinweise: - Die Anmeldung versteht sich für den ganzen Kurs.

- Der Preis für Kost und Logis von Fr. 168.- kann während des Kurses bezahlt werden. Die Kosten für den Kurs selber werden von der IKFS getragen.

- Die Teilnehmer werden gebeten, das Stundenbuch mitzunehmen.

- Für gemeinsames und persönliches Gebet wird genügend Zeit eingeräumt.

Interdiözesane Kommission für Fortbildung der Seelsorger (IKFS)

Bistum Basel

Priester- und Seelsorgerat

An ausserordentlichen Sitzungen besprechen der *Priesterrat* (22. August 1979 in Olten) und der *Seelsorgerat* (29. September 1979 in Olten) die Neugestaltung der Räte.

Bischofsvikar *Anton Hopp*
Präsident

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle der Pfarreien *Büren* und *St. Pantaleon* (SO) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 7. August 1979 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Adressänderungen

Paul Deschler, bisher Seelsorger in Wikon (LU), übernimmt die Seelsorge an der Sentikirche in Luzern. Seine Adresse lautet: Obergrundstrasse 17, 6003 Luzern, Telefon 041 - 23 64 00.

Anton Sommaruga, bisher Pfarrer von Egolzwil-Wauwil (LU), übernimmt die Seelsorge in Wikon (LU).

Karl Breitenmoser, bisher Pfarrer von Bischofszell, übersiedelt ins Schwerzelmattli, 6315 Oberägeri (ZG).

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Stiftmessen

Mit sofortiger Wirkung hat Bischof Dr. Pierre Mamie die Spende für eine Stiftmesse auf 25 Jahre auf *Fr. 500.-* angesetzt. Es dürfen keine Stiftungen mehr angenommen werden, die für längere Zeit als 25 Jahre gelten würden. Die Verpflichtungen für bisher gestiftete Messen gelten selbstverständlich weiter.

Die Bischöfliche Kanzlei

Verstorbene

Mgr. Dr. Nikolaus Pfeiffer, Freiburg

Am 21. März dieses Jahres wurde Mgr. Dr. Nikolaus Pfeiffer unter grosser Anteilnahme der Freiburger Katholiken und seiner ungarischen Landsleute zu Grabe getragen.

Mgr. Pfeiffer wurde in Sopron (Ungarn) am 12. März 1887 als Sohn einer angesehenen Familie geboren. Sopron, deutsch: Ödenburg, liegt ganz nahe an der österreichischen Grenze und war früher die Hauptstadt des sogenannten Burgenlandes. Die Mutter Pfeiffers - die übrigens auch in Freiburg im Alter von 97 Jahren starb - war eine geborene Wienerin.

Der junge Nikolaus Pfeiffer lernte in Sopron die Dominikaner kennen und trat nach Abschluss seiner Mittelschule in den Orden derselben ein. Er konnte aber sein Noviziat nicht beenden, seine Gesundheit hielt den damaligen Anforderungen des Ordens nicht stand. Er bewies seine Anhänglichkeit zum Orden dadurch, dass er sich als Tertiar aufnehmen liess. Da er wusste, dass in Freiburg Dominikaner an der Universität dozierten, kam er in die Zähringerstadt und studierte an der Universität von 1904 bis 1913. Er beschloss seine Studien mit einem Doktorat der Theologie, erwarb sich aber 1918 auch den Doktortitel in der Philosophie. Der Bischof von Kaschau ernannte ihn zum Professor am Diözesanseminar und bald danach auch zum Kanonikus. Er war etwa 6 Jahre hindurch Leiter einer internationalen katholischen Vereinigung, IKA genannt, und wirkte zugleich als Prediger der deutschsprechenden Minorität Kaschaus und als Seelsorger der ungarischen Studenten in der Slowakei. In Kaschau erlebte er den Ersten Weltkrieg und den Sturz der Monarchie. 1940 wurde Pfeiffer zum päpstlichen Hausprälaten und zum Dompropst ernannt, und man übertrug ihm auch das Amt des Generalvikars der Diözese. Während der Judenverfolgung Anfang der vierziger Jahre versuchte er mit grosser Ausdauer und Klugheit die Verfolgten zu schützen und mit Hilfe seiner guten Beziehungen gelang es ihm, etwa 100 Juden das Leben zu retten. Als die russischen Truppen einzogen und den Bischof von seinem Sitz verjagten, leitete Mgr. Pfeiffer als Generalvikar allein einen grossen Teil der Diözese. Als sich die politische Situation völlig verschlechterte, verliess er 1948 endgültig Kaschau und seine Heimat, um sich im Kanton Freiburg niederzulassen.

Bischof Charrière ernannte ihn zum Seelsorger des Pensionates Ste-Marie von Orsonnens. 1953 wurde ihm die Betreuung des Institutes vom Guten Hirten in Villars-les-Joncs anvertraut. 1955 erlangte er in Düdingen die Einbürgerung. Als im Jahre des Ungarischen Freiheitskampfes 1956 die Schweiz grosszügig etwa zehntausend ungarischen Flüchtlingen Asyl gewährte, war es Mgr. Pfeiffer, der im Auftrag der Bischöfe in der ganzen Schweiz die Ungarnseelsorge organisierte. Unermüdlich suchte er die verschiedenen Flüchtlingslager Europas und der Schweiz auf und spendete allen nicht nur in Worten Trost, sondern versuchte, ihnen, ohne Rücksicht auf Glaube oder Konfession, effektive Hilfe zu verschaffen. Bis 1970 hatte Mgr. Pfeiffer das Amt des Nationaldelegaten oder Oberseelsorgers inne, war aber auch nachher immer bestrebt, sich in der Ungarnseelsorge nützlich zu machen.

Zwei scheinbar gegensätzliche Charakterzüge kennzeichnen Mgr. Pfeiffer: seine Treue und seine Offenheit. Die Treue zum Dominikanerorden - weshalb er auch im weissen Ordenskleid bestattet werden wollte -, Treue zur Lehre des Aquinaten - er las täglich wenigstens einen Artikel aus der Summa Theologica -, Treue zu Ungarn - obwohl er eher deutscher Abstammung war, betrachtete er sich immer als waschechten Ungarn -, Treue zur Schweiz, die er als seine Wahlheimat betrachtete und in seiner Gegenwart nicht kritisieren liess -, Treue hauptsächlich und vor allem zum katholischen Glauben, der in ihm

keinen Zweifel an der weltweiten göttlichen Sendung der Kirche aufkommen liess.

Infolge seiner sehr weltoffenen Einstellung, war er seiner Zeit weit voraus und wurde dementsprechend oft falsch verstanden. Sein grösstes Anliegen war die soziale Gerechtigkeit und die Sorge um die armen, vernachlässigten Schichten der Bevölkerung. Sein einfaches spartanisches Leben, als er noch Domprobst von Kaschau war, brachte ihn in den Ruf, mit den Kommunisten zu sympathisieren. Lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil verkündete er bewusst, dass man den Menschen vorerst als Mensch begegnen müsse und sie erst dann für die Lehre Christi gewinnen kann. Und lange vor dem Konzil betrieb er nach seiner Art Ökumenismus und hegte die Hoffnung, dass sich die Kirchen doch noch einmal verständigen werden.

Mgr. Pfeiffer war ein tiefgläubiger Mann. Er vernachlässigte nie sein Breviergebet, betete täglich den Rosenkranz, verrichtete regelmässig seine Beichte. Es bedeutete für ihn ein grosses Opfer, dass er die letzten Tage seines Lebens die Messe nicht mehr zelebrieren konnte. Es gelang ihm, seinen guten Humor bis zum letzten Atemzug zu bewahren und er sah dem Tod mit einer beneidenswerten Gelassenheit und einer abgeklärten Freude entgegen. Er sagte immer, dass ihn von Gottes Eigenschaften am meisten dessen Güte und Barmherzigkeit beeindruckten. Möge er nun in vollem Masse diese barmherzige Güte an sich erfahren können!

Thomas Merle

Neue Bücher

Eine christliche Sozialethik

Franz Furger, Christ und Gesellschaft. Elemente einer christlichen Sozialethik, Freiburg Schweiz (Imba Verlag) 1978, 151 S.

In erfreulicher Kürze wird in dieser Veröffentlichung die grundlegende Substanz einer christlichen Sozialethik dargestellt und im Horizont der heutigen vielfältigen sozialen Probleme gedeutet.

Inhalt

Stichwortartig sei auf den Inhalt hingewiesen: Ausgehend vom Menschen als sozialem Wesen wird den Aussagegehalten von Gemeinschaft, Gesellschaft, Staat nachgegangen. Die heutigen Bestrebungen auf eine Weltgesellschaft hin werden diskutiert. Der Beitrag der Christen in den pluralen Gesellschaftsformen dieser Welt gilt als überall erforderlich. Christliches Engagement wird als Dienst an der Gesellschaft vorgestellt und abgehoben von Herrschaftsformen. Dieser Dienst steht im Anruf zur Nachfolge Christi und wirkt als der Sauerteig, von dem das Evangelium spricht.

Besonderen Nachdruck legt der Verfasser auf die Feststellung, dass «diese spezifisch christliche Motivation» (S. 24) in ihren gesellschaftlichen Äusserungen auch von anderen Menschen übernommen werden könne, ohne dass ihnen der christliche Glaube abverlangt würde. Die neueren amtskirchlichen Verlautbarungen weisen in diese Richtung, wenn sie die Zusammenarbeit aller Menschen guten Willens befördern möchten in allen Belangen, in denen eine grössere Vermenschlichung vorangetrieben werden sollte. Von diesen Anliegen her ist es verständlich, dass die «Gerechtigkeit als Grundforderung» (S. 27) den Angelpunkt des christlich-sozialen Handelns in dieser Schrift darstellt.

Obwohl an vielen Stellen betont wird, dass nach christlichem Verständnis Gerechtigkeit und Liebe zusammengehören und deutlich gesehen ist, dass Gerechtigkeit im gesellschaftlichen Bereich sich oft als «Minimalmass der Liebe» (S. 48) erweist, wird Gerechtigkeit als grundlegende sozialethische Norm beibehalten. Diese wirkt prägend in den Erörterungen über das Gemeinwohl und über die Prinzipien von Subsidiarität und Solidarität. Als konkrete, in der heutigen Menschheit bekannte - wenngleich unterschiedlich anerkannte - Bestrebungen nach Gerechtigkeit wird auf die Menschenrechte verwiesen, welche das sozialethische Regulativ darstellen sollen (S. 50ff.). Die Menschenrechtserklärung der UNO von 1948 gilt als eine sozialethische Rahmenordnung. Treffende Akzentuierungen geben über die Entwicklung der Menschenrechte seit der Antike und dem frühen Christentum Auskunft.

Im Anschluss an diese Grundlegungen wird den Ordnungsproblemen des gesellschaftlichen Lebens nachgegangen, besonders unter den Stichworten Autorität, Macht, Gewalt. Während der Machtgebrauch sittlich gut sein kann, sei Gewalt stets ein gestörter und ethisch negativ belasteter Umgang mit Macht. Wo Gewaltanwendung unerlässlich sei und - durch die zuständige Autorität ausgeübt - als legal bzw. legitim erscheine, müsse die Zielsetzung bleiben, das Gewaltpotential in der Gesellschaft einzudämmen. In diesem Problemfeld wird auch der «politischen Theologie» und der «Theologie der Befreiung» (letzterer ausführlich S. 82-94) Raum gegeben. Begründete, auch im Sinne des Evangeliums vertretbare Ansätze dieser - im übrigen nach wie vor vielfach strittig diskutierten - Theologien, deren Hauptziel die gesellschaftlich und politisch wirksame Praxis ist, werden aufgezeigt. Hier bleiben viele Fragen offen, besonders bei der Theologie der Befreiung.

Ein letzter Abschnitt über Sozialethik in Verwirklichung kennzeichnet die heutige Gesellschaft als industrielle, technisierte und pluralistische. Der Aufriss einer Staatsethik zielt auf freiheitlich-demokratischen Aufbau. Zuletzt wird auch der einzelne Mensch auf seine Verantwortung hin angesprochen, vor allem auf «bürgerliche Tugenden» wie Toleranz, Kompromissbereitschaft, Partnerschaft, kritische Weltoffenheit, Mass und Verzichtbereitschaft.

In einem Anhang ist die UNO-Menschenrechtserklärung von 1948 im deutschen Text abgedruckt.

Das Buch schliesst mit einer kurzen Bibliographie, die als weiterführend beurteilt werden darf.

Eine kritische Würdigung

der vorliegenden Schrift möchte zum letzteren den Wunsch äussern, bei den Nachschlagewerken möglichst die neuesten Auflagen anzugeben. Es wäre auch wünschenswert, bei der «Christlichen Gesellschaftslehre» von J. Höffner eine neuere Ausgabe zu nennen, zum Beispiel die Studienausgabe von 1975. Für die Namenschreibung darf darauf hingeweisen werden, dass es S. 78 Maier statt Mayer und S. 91 und 109 Shaull statt Schaull heissen müsste.

Diese kleineren kritischen Anmerkungen sind von geringem Gewicht. Hingegen scheint mir eine Anfrage wichtiger, die an die Fundamente der christlichen Sozialethik rührt. Wenn die theologische Ethik nach dem Grund- und

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts fällt ein Kind über den Felsen und wird von Maria gerettet. In der Folge wird in der Höhle dieses Felsens - Mariastein - ein Muttergottesbild aufgestellt. Die wachsende Zahl von Pilgern erfordert einen eigenen Wallfahrtspriester, zuerst Weltgeistliche, zeitweilig Augustinereremiten von Basel. 1648 übertragen die Benediktiner von Beinwil ihr Kloster nach Mariastein und bauen über der Gnadenstätte ein neues Kloster. Seither betreuen Benediktinermönche die Wallfahrt. 1874 wird das Kloster durch den Kanton Solothurn aufgehoben, die Wallfahrt jedoch weiter von den Benediktinern betreut. Durch Volksabstimmung wird 1970/1971 das Kloster wiederhergestellt.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. August Berz, Direktor des Salesianum, 1700 Freiburg
Anton Breitenmoser, Direktor des Johanneum, 9652 Neu St. Johann
DDr. Friedrich Beutter, Professor, Steinhofweg 20, 6005 Luzern
Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen
Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen
Dr. Thomas Mehrle OP, Em. Professor, Albertinum, 1700 Freiburg
Dr. Sandro Vitalini, Professor, Regens im Salesianum, 1700 Freiburg
Erich Schlienger, Pfarrer, 4534 Flumenthal
Dr. P. Andreas Stadelmann OSB, Kloster, 4115 Mariastein

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 57.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 68.—; übrige Länder: Fr. 68.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.60 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Einheitsprinzip der christlichen Sittlichkeit fragt, antwortet heute die katholische Moraltheologie (nicht nur sie) nahezu einhellig: Das ist Nachfolge (Jesu) in Liebe (Agape). Diese Antwort gibt auch F. Furger in seiner Schrift «Anspruch Christi und Handeln des Menschen» (Freiburg i. Ue. 1972, S. 16ff.). Wäre es nicht notwendig, in der Grundlegung einer christlichen Sozialethik das soziale Handeln des und der Christen stärker und ausdrücklicher als es hier geschieht mit dem genannten Grundprinzip zu verbinden? Daher sollte wohl auch geprüft werden, ob die Gerechtigkeit als Grundnorm der Sozialethik in der geäusserten Form in allem so stehen bleiben kann. Gerechtigkeit bewirkt – wie oben bemerkt – doch eher ein niedriges Mass an menschlichem und sozialem Ausgleich. Das volle Mass des Menschlichen und Sozialen, das Vollmass an ethisch Gutem wird auch in den gesellschaftlichen Belangen durch Liebe zugemessen. Freilich könnte man aufatmen, wenn wenigstens in allen sozialen Problemfeldern Verhältnisse herrschten, die allgemein als gerecht anerkannt werden. Nur dürfte man dann nicht vergessen, dass die christliche Sozialethik letztlich auf mehr zielt: Liebe meint mehr und Umfassenderes.

Trotz dieser Anfrage behält das besprochene Buch seinen hohen Wert. Es ist ihm ein breiter Leserkreis zu wünschen, weil es zuverlässig in die Grundlagen und Prinzipien der christlichen Sozialethik einführt und weil es zielbewusst an viele Felder der Praxis heranführt. Die christlichen Grundanliegen sind hier mit grosser Offenheit für den Weltdienst der Christen verbunden.

Friedrich Beutter

Fortbildungs-Angebote

Priesterexerzitien

Termin: 27.–30. August 1979 (Beginn 09.30 Uhr).

Ort: Exerzitien- und Bildungshaus St. Jodernheim, Visp.

Referent: Prof. Dr. P. Henrici SJ, Gregoriana, Rom.

Thema: Harte Worte – Frohbotschaft?

Zielgruppe: Priester, Seelsorger und Ordensleute.

Auskunft und Anmeldung: Exerzitien- und Bildungshaus St. Jodernheim, 3930 Visp (VS), Telefon 028 - 46 22 75.

Gemeinde in der Jesusnachfolge

Termin: 1.–2. September 1979 (Beginn 10.30 Uhr).

Ort: Villars-sur-Glâne.

Zielgruppe: alle.

Kursziel und -inhalte: Die verschiedenen Gaben und der eine Geist (1 Kor 12,4). Besinnliches Wochenende.

Leitung: Dr. Hermann Venetz.

Anmeldung und Auskunft: Notre-Dame de la Route, 21, chemin des Eaux-Vives, 1752 Villars-sur-Glâne, Telefon 037 - 24 02 21.

«Einführung in die psychosomatische Basistherapie»

Termin: 22.–23. September 1979.

Ort: Bad Schönbrunn.

Zielgruppe: alle.

Kursziel und -inhalte: Einführung in die von Prof. Staehelin entwickelte Psychosomatische Basistherapie oder «Ftan-Kontemplation» (beschrieben in Staehelin B., Der finale Mensch, Zürich 1976). Vorträge und praktische Übungen.

Leitung: Prof. Dr. med. Balthasar Staehelin, Zürich.

Auskunft und Anmeldung: Bad Schönbrunn, 6311 Edlibach.

Pastoraltagung «Jugendarbeit in der Pfarrei

Termin: 1. Oktober 1979 (10.00–16.00 Uhr).

Ort: Exerzitien- und Bildungshaus St. Jodernheim, Visp.

Zielgruppe: Priester, Seelsorger, Katecheten, Leiter von Jugendgruppen und alle, die mit Jugendlichen in der Seelsorge zu tun haben.

Kursziel und -inhalte: Gemeinsam soll mit den Priestern und Seelsorgern das Jahresprogramm in der Jugendarbeit besprochen werden.

Leitung: Marcel Margelisch, Jugendseelsorger, St. Jodernheim, Visp.

Träger: Jugend-Team Oberwallis.

Auskunft und Anmeldung: Exerzitien- und Bildungshaus St. Jodernheim, 3930 Visp, Telefon 028 - 46 44 75.

Die römisch-katholische Kirchgemeinde Freienbach (SZ) sucht auf Herbst oder nach Vereinbarung einen

Laientheologen oder Katecheten

Aufgabenbereich:
Religionsunterricht an der Oberstufe; Mithilfe in der Jugendarbeit; Mitgestaltung von Gottesdiensten.

Geboten werden:
Zusammenarbeit mit den Seelsorgern und Katecheten; angemessene Besoldung (entsprechend der Verantwortung und Ausbildung); grosszügige Sozialleistungen; Fortbildungsmöglichkeiten.

Interessenten mögen sich melden bei P. Anselm Henggeler, Kirchstrasse 47, 8807 Freienbach, Telefon 055 - 48 14 18, oder P. Norbert Ziswiler, Mühlematte 3, 8808 Pfäffikon (SZ) Telefon 055 - 48 22 65.

RAEBER BÜCHER TIP

J. Pieper

Noch nicht aller Tage Abend

Autobiografische Aufzeichnungen 1945–1964. 309 Seiten, Geb., Fr. 34.–. — Der zweite Band von Josef Piepers autobiografischen Aufzeichnungen umfasst den Zeitraum zwischen der Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft (1945) und dem Beginn der ihm bis dahin verwehrt gebliebenen akademischen Lehrtätigkeit bis zum Jahre 1964.

Erhältlich bei: Buchhandlung RAEBER AG, Frankenstrasse 9
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 07 27.

Missionar im Urlaub sucht für die Aussenposten seiner Pfarrei guterhaltene

Ziborien

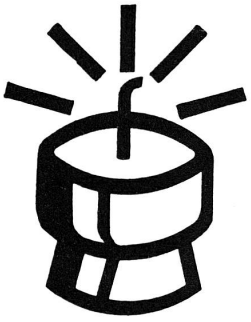
(Inhalt mindestens 300 Hostien).

Auskunft erteilen gerne die Weissen Väter
Reckenbühlstrasse 14
6005 Luzern
Telefon 041 - 22 88 18.

Welcher ältere Priester hätte noch Freude als

Hausgeistlicher

in einem Altersheim in der Ostschweiz zu wirken? Das Heim wird von Schwestern geführt. Haben Sie Interesse und wünschen Sie nähere Auskunft, so wenden Sie sich bitte an Chiffre 1183 der SKZ, Inseratenverwaltung, Postfach 1027, 6002 Luzern.



Schweizer
Opferlichte
EREMITA
direkt vom Hersteller

rauchfrei, preisgünstig,
gute Brenneigenschaften
prompte Lieferung

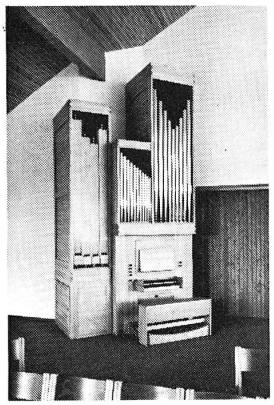
LIENERT KERZEN

Einsenden an
Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik
8840 Einsiedeln Tel. 055 53 23 81
Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name _____
Adresse _____
PLZ Ort _____

Rauchfreie
Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.
Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.
Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

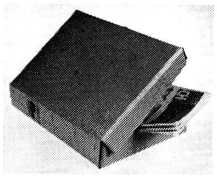


Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon 055 - 75 24 32
Privat 055 - 86 31 74



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung**, sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette. Stückpreis Fr. 3.60.

Raeber AG, Postfach 1027, 6002 Luzern

Pfarrköchin gesucht

Welche hochgesinnte Tochter oder Witwe könnte sich entschliessen, in einem sehr gut eingerichteten Landpfarrhaus (Nähe Wil) den Marthadienst zu besorgen? Hauptanliegen des Pfarrers: friedliche, heimelige Atmosphäre. Antritt: so bald als möglich oder nach Übereinkunft. Wunsch: Möglichst baldiger Bericht und Besprechung.

Joseph Scherrer Pfarrer, 9501 Lenggenwil (SG), Tel. 073 - 47 12 55.

L. Giudice
Die Kraft der Schwachen

Über das Kranksein. 186 Seiten, kart., Fr. 9.80. — Die Verfasserin zeigt, wie der christliche Glauben sich dort bewährt, wo menschliche Hilfe nichts leisten kann. Ein Buch für alle, die unter Krankheit leiden und für alle diejenigen, die mit Kranken zu tun haben.

Buchhandlungen RAEBER AG, 6002 Luzern.

Kerzenfabrik
Andrey Séverin

Rue de la Carrière 10
Tel. 037 - 24 42 72
1700 Freiburg

Weihwasser-Behälter mit Eisenständer und Tropfschale.
Friedhofständer Schmiedeisen mit Kupferschale, dazu Wedel oder Aspergil.
Opferkörblisländer Schmiedeisen, kombinierbar Körbli/Weihwasserschale, dazu passende Wedel oder Aspergil.
Schmiedeisenständer für Rauchfass, Tragkessel oder Wedel/Aspergil für Beerdigung und Sakristei.
Weihwasser-Wandbecken in allen Grössen, Kupfer und Keramik.

Grosse Auswahl, auch für Sonderwünsche.

RICKEN BACH
ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
✆ 055-53 27 31

LUZERN
bei der Hofkirche
✆ 041-22 33 18

A. Z. 6002 LUZERN

00247023 63000
PFARMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR

29 / 30 / 19. 7. 79